



1899.

No. 10.

Schrittweise Sozialisirung oder gewaltsame Sprengung der kapitalistischen Wirthschaftsordnung?

Von
Paul Kampffmeyer.
(Frankfurt a. M.)

Eine pessimistische Grundstimmung ging vor einiger Zeit durch die Berliner Versammlungen, die zu den grossen Fragen des Hannoverschen Parteitages Stellung nehmen sollten. Zweifel über Zweifel an der Prinzipientreue der Führer wurden da und dort in den Reden der Parteigenossen laut. Man zählte einen Fischer, einen Auer, einen Schippel, ja einen Bebel bereits zu den verlorenen Söhnen der Partei. Nur er allein, der ergraute und doch junge Führer der Partei, Liebknecht, wurde noch von einigen Rednern als der einzige unentwegte sozialdemokratische Bannerträger betrachtet. Und ein aufrichtiges Bedauern durchlief vielfach die radikalen Parteikreise, dass gerade dieser leidenschaftliche sozialdemokratische Draufgänger nicht das Referat über die Angriffe auf die Grundanschauungen der Partei übernommen hatte. Und doch, so schien es uns, hatten diese Genossen ein gar kurzes Gedächtniss. Auch Liebknecht wurde einst von radikalen Sozialdemokraten zu den Apostaten geworfen. Welche Stürme der Entrüstung hatten den alten Führer einmal umheult, als er dem Gedanken einer allmählichen Demokratisirung und Sozialisirung des Staates einen plastischen Ausdruck verliehen hatte! „Wer kann,“ so rief Liebknecht in Halle aus, „den heutigen Staat von dem künftigen Staat scharf abgrenzen? Der heutige Staat wächst in den Zukunftsstaat hinein, gerade wie der Zukunftsstaat schon in dem heutigen Staate drinsteckt.“

Ueber den Sinn, den Geist der Grundanschauungen des Programms wird wohl kaum ein Streit entbrennen. Nach diesen Anschauungen klappt in der kapitalistischen Wirthschaft ein tiefer Widerspruch zwischen den Produktivkräften und den Produktionsverhältnissen, den Eigentumsverhältnissen im juristischen Sinne. Dieser Widerspruch spitzt sich ständig zu, und er führt schliesslich zum Zusammenbruch der kapitalistischen Wirthschaft. Die Produktivkräfte wachsen der bürgerlichen

Gesellschaft über den Kopf und zersprengen die zu eng gewordenen Produktionsverhältnisse. Eine ökonomische Katastrophe bricht herein, eine Epoche der sozialen Revolution beginnt.

Diese Grundanschauungen des Programms weisen unbestreitbar auf Karl Marx zurück. Marx hat in seinem Kapital gezeigt, wie sich die Produktivkräfte in der Gestalt der vervollkommenen Maschinen zu wahren Todschlägern der Arbeiter ausreifen. Die Maschinen setzen eine wachsende Armee von Arbeitern ausser Lohn und Brod. Mit der Zunahme des gesellschaftlichen Reichthums, des funktionirenden Kapitals erhält das Heer der Arbeitslosen immer stärkere Bataillone. Je grösser die industrielle Reservearmee ist, um so weiter dehnt sich der Pauperismus aus. Je höher die Produktivkraft der Arbeit steigt, um so stärker drücken die Arbeiter selbst auf ihre Beschäftigungsmittel, um so unsicherer und haltloser ist ihre ganze Lebenslage. Durch die Reservearmee wird der Arbeiter fester „an das Kapital geschmiedet, wie Prometheus an den Felsen“. — „Die Akkumulation (die Anhäufung) von Reichthum auf dem einen Pol,“ so sagt Marx wörtlich, „ist also zugleich Akkumulation von Elend, Arbeitsqual, Sklaverei, Unwissenheit, Bestialisirung und moralischer Degradation auf dem Gegenpol, d. h. auf Seite der Klasse, die ihr eigenes Produkt als Kapital produziert.“ Nach dem Kommunistischen Manifest verpaupert der Arbeiter mehr und mehr. Statt sich mit den Fortschritten der Industrie zu heben, sinkt er tiefer und immer tiefer unter die Bedingungen seiner eigenen Klasse. Der Arbeiter wird zum Pauper, und der Pauperismus entwickelt sich noch rascher, als Bevölkerung und Reichthum. Der Arbeiter verelendet gleichsam nicht nur relativ, sondern auch absolut.

Die Produktivität der Arbeit, die in der Gestalt der arbeitssparenden Maschinen so zahlreiche Arbeiter in das schwärzeste Elend stösst, erzeugt andererseits eine wachsende Produktionsanarchie und damit eine neue unermessliche Quelle der Noth und des Unglücks. Immer unheilvoller werden die Krisen für die Arbeiterklasse. Die Produktion stockt, ganze Industriezweige müssen ihre Arbeiter aufs Pflaster werfen, schier uferlos wird das Meer des menschlichen Elends. Es häuft und häuft sich das Elend, und es sprengt schliesslich die kapitalistische Wirthschaftsweise auseinander. Mit Naturnothwendigkeit drängt die wirthschaftliche Entwicklung zur sozialen Revolution. „Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vortheile dieses Umwandlungsprozesses usurpiren und monopolisiren, wächst die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisirten Arbeiterklasse. Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Zentralisation der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigenthums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriirt.“ Der kapitalistische Produktionsprozess zieht die Arbeitermassen in die grossen Fabriken zusammen, giebt ihnen

eine natürliche und dann eine künstliche Organisation, schult und diszipliniert sie und treibt sie endlich unter dem Einfluss des wachsenden Elends, des Drucks und der Knechtschaft zu einer gewaltsamen Sprengung der kapitalistischen Produktionsordnung. Das Kapitalverhältniss, das Verhältniss, unter dem heute das Arbeitsprodukt hergestellt und angeeignet wird, ist unhaltbar geworden, und es wird mit einem kräftigen, die Grundlagen der kapitalistischen Gesellschaft erschütternden Drucke aufgehoben. Gerade weil sich die Produktivkräfte nicht mehr unter der Hülle der kapitalistischen Produktionsordnung ausdehnen können, erzeugen sie kolossale Armeen arbeitsloser Proletarier, dehnen sie den Pauperismus in geradezu erschreckenden Dimensionen aus. Das widerspruchsvolle Kapitalverhältniss schliesst naturnothwendig eine Zunahme des Elends und der Knechtschaft ein. Das Widerspruchsgesetz und die Verletzungstheorie stehen in dem blutsverwandten Verhältniss von Eltern zu Kindern zu einander. Beide sind unlöslich mit einander verknüpft. Der weltbewegende Widerspruch zwischen den Produktivkräften und den Produktionsverhältnissen muss sich ständig zuspitzen. Diese Zuspitzung des Widerspruchs führt ja zu seinem eigenen Untergang. Die Entwicklung der Widersprüche ist nach Marx der einzig geschichtliche Weg ihrer Auflösung. Nach seiner Theorie zeigen Prozesse, die einen Widerspruch in sich enthalten, ein eigenartiges Umschlagen der Extreme in ihr Gegentheil. Die furchtbarste Anarchie der Produktion schlägt in ihr Gegentheil, in die gesellschaftliche Ordnung und Leitung der Produktion um. Die Steigerung des Elends, des Drucks und der Knechtschaft der enteigneten Masse ist ein notwendiger Weg zur sozialistischen Gesellschaftsordnung. Das auf die Spitze getriebene Elend erzeugt seinen äussersten Gegensatz, die Empörung gegen das Elend, die endgiltige Beseitigung desselben.

Die Entwicklung der Widersprüche der kapitalistischen Wirtschaftsordnung endet mit Sprengung der zu eng gewordenen Produktionsverhältnisse. Der Kapitalismus will nicht reformirt, er will revolutionirt werden. Eine wirkliche grundtiefe Reform der kapitalistischen Wirtschaftsverhältnisse erscheint angesichts der sich zuspitzenden kapitalistischen Widersprüche als ein blosses Hirngespinnst. Der ökonomische Zusammenbruch, die Katastrophe ist unaufhaltsam.

Die hier entwickelten Grundanschauungen eines Marx sind nun in dem ersten Theil des Erfurter Programms niedergeschlagen. Bei dem Studium dieses Programms tritt uns die stets wachsende Armee der Arbeitslosen entgegen. Wir schauen hilflos der wachsenden Zunahme des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Erniedrigung des Proletariats zu. Vor unseren Augen toben sich die Krisen immer wüthender und verheerender aus, und sie machen die allgemeine Unsicherheit zum Normalzustand der Gesellschaft. Die Produktivkräfte wachsen den Produktionsverhältnissen über den Kopf, und sie müssen daher diese Verhältnisse einmal sprengen. Als konsequente Taktik würde sich aus diesen Grundanschauungen des Erfurter Programms die systematische Fortentwicklung der wirtschaftlichen und sozialen Gegensätze ergeben. Und die radikale Marxistin Rosa Luxemburg hat den anerkannterwerthen Muth, eine derartige Taktik der Sozialdemokratie zu empfehlen. Die Taktik hat sich

nach ihrer Meinung auf die einmal gegebene Richtung der Entwicklung zu stützen, sie hat dann ihre Konsequenzen im politischen Kampf auf die Spitze zu treiben, sie muss weiter die tatsächlich objektive Entwicklung vorwegnehmen und sich auf den Boden der zur vollsten Reife entwickelten Widersprüche stellen. Die politischen und ökonomischen Kämpfe stellen sich nicht grosse sozialreformatorsche Ziele, sie sind schliesslich nur dazu da, um im Proletariat „die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, seine Lage gründlich durch diesen Kampf aufzubessern“, zu wecken. Die politischen und wirtschaftlichen Kämpfe sind im Grunde genommen nur Erziehungsmittel der Arbeiter zur proletarischen Revolution. Wir stehen nicht an, zu erklären, dass die Genossin Rosa Luxemburg aus den Grundanschauungen des ersten Theils des Erfurter Programms ganz folgerichtige Schlüsse für die Taktik der Partei gezogen hat. Ist nicht die ganze liebe Sozialreform gegenüber den herabdrückenden von der Reservearmee ausgehenden Tendenzen unserer Wirtschaftsweise eine verlorene Liebesmühe? Auf eine Zuspitzung und damit auf die Sprengung der ökonomischen Widersprüche hat die sozialdemokratische Taktik loszusteuern.

Gegen eine derartige Taktik bäumt sich nun aber gewissermassen der zweite Theil des Erfurter Programms auf. Der Grundton dieses Programms ist die wachsende Demokratisierung und Sozialisierung des Kapitalismus. Nach diesem Theile des Programms erobert sich die soziale Fürsorge des Staates eine Provinz um die andere. Das Erfurter Programm klingt in eine vollständige Kontrolle des demokratisirten Staates über die kapitalistische Wirtschaft aus. Eine ganze Reihe von demokratischen, staats- und kommunal-sozialistischen Forderungen werden im Erfurter Programm direkt als nächste betrachtet, und das Programm hält demnach ihre Verwirklichung im kapitalistischen Staat für möglich. Dem zweiten Theile des Programms liegt gleichsam der Gedanke einer stufenweisen Umbildung des Kapitalismus in den Sozialismus zu Grunde. Das ist aber die ausgewachsenste, waschechteste Bernsteinerei! Wunderbarerweise geht der heut vorhandene Zwiespalt zwischen den Radikalen und den Possibilisten mitten durch das Erfurter Programm, und er läuft — fast mit Händen greifbar — durch die Seele unserer begabtesten Theoretiker und Parteiführer. Auf der einen Seite überhäufen diese die bürgerliche Gesellschaft mit Bannflüchen über Bannflüchen, und auf der anderen bessern sie mit glühender Thatkraft an dieser Gesellschaft herum. Sie schwanken mitunter gar ruhelos vom Extrem zum Extrem. Und woher dieses Schwanken? Nun, sie und wir mit ihnen haben uns nicht zur Klarheit über die Grundfrage hindurchgerungen: Kann der Kapitalismus dank den wachsenden ökonomischen und politischen Machtverhältnissen der Arbeiterklasse sozialisirt werden, oder muss er durch die konsequente Fortentwicklung der in ihm steckenden Widersprüche und durch unsere bewusste Unterstützung dieses Prozesses zersprengt werden?

Die eine Parteirichtung, deren entschlossene leidenschaftliche Fürsprecherin Rosa Luxemburg ist, bestreitet entschieden die Möglichkeit einer schrittweisen Ueberleitung des Kapitalismus in den Sozialismus. Die andere Richtung, insofern sie konsequent auftritt, sucht unter Leitung

Bernsteins den Nachweis zu führen, dass die Arbeiterklasse thatsächlich mit Hilfe ihrer wachsenden wirtschaftlichen und politischen Machtmittel die kapitalistischen Institutionen in sozialistische umbilden wird. Als ihren Schlachtruf bezeichneten wir seiner Zeit den Ruf: Mehr Macht! Der Grundzug aller Bernsteinschen Reformideen ist der: die Eindämmung des kapitalistischen Monopolismus durch gewerkschaftliche, genossenschaftliche, kommunale und demokratisch-staatliche Institutionen. Der Einzelwille soll durch den Kollektivwille wirtschaftlicher, kommunaler, staatlicher Körperschaften gebrochen werden.

Die Sozialdemokratie hat sich bisher leidenschaftlich für alle diese Reformen eingelegt. Und Bernstein predigt uns in der That keine neue Taktik, wenn er uns zum weiteren rüstigen Ausbau dieser Reformen auffordert. Instinktiv setzten wir auf allen wirtschaftlichen und staatlichen Lebensgebieten den Hebel an, und nun erkennen wir klar, dass schliesslich ein grosser Grundgedanke durch unsere praktischen Reformbestrebungen geht: die Idee der Fesselung des kapitalistischen Monopolismus durch wirtschaftliche und staatliche demokratische Organisationen. Schon aus unseren heutigen heissen Gegenwärtskämpfen heraus leuchtet da und dort das sozialistische Prinzip klar auf. In der Einführung des Zehnstundentags erblickte Marx den Sieg eines Prinzips, denn hier erlag zum ersten Mal die politische Oekonomie der Mittelklasse vor der Oekonomie der Arbeiterklasse. In dem Kampf um die Zehnstundenbill wurde eine grosse Streitfrage getroffen: die Streitfrage, wie es in dem bekannten Manifeste im Wortlaut des Vorboten heisst, die Streitfrage zwischen der blinden Herrschaft der Gesetze von Nachfrage und Zufuhr, welche die politische Oekonomie der Mittelklasse bildet, und der Kontrolle sozialer Produktion durch soziale Ein- und Vorsicht, welche die politische Oekonomie der Arbeiterklasse bildet. Die Zehnstundenbill war daher nicht bloss eine grosse praktische Errungenschaft, sie war der Sieg eines Prinzips. Zum ersten Mal erlag die politische Oekonomie der Mittelklasse vor der politischen Oekonomie der Arbeiterklasse. Marx sieht in der Zehnstundenbill einen Sieg des Prinzips der Kontrolle sozialer Produktion durch soziale Ein- und Vorsicht. Der arme Marx muss sich vielleicht nachträglich von der Rosa Luxemburg schulmeistern lassen, er spricht ja gerade wie Conrad Schmidt und Bernstein von der staatlichen Sozialreform als wie von einem Stück gesellschaftlicher Kontrolle. Schon in dem ausgesprochenen Klassenstaate kann also die Arbeiterklasse ihr neues politisch-ökonomisches Prinzip triumphieren lassen. Die kapitalistische Welt trennt somit wohl nicht ein ganzes Weltmeer von der neuen sozialistischen Welt!

Aber die politische Oekonomie der Arbeiterklasse errang nach Marx noch einen grösseren Sieg über die politische Oekonomie des Kapitals, als die Zehnstundenbill. Die Oekonomie der Arbeiterklasse bewies durch die Begründung grosser genossenschaftlicher Betriebe, dass die Lohnarbeit nur eine vorübergehende und untergeordnete gesellschaftliche Form ist, die dereinst völlig vor der assoziierten freien Arbeit zu verschwinden hat. Der freie genossenschaftliche Betrieb der Arbeiter ist nach Marx eine sozialistische Schöpfung. Der Sozialismus kann sich also schon im Mutterschooss der kapitalistischen Gesellschaft festsetzen. Und so lässt sich wohl denn

doch der Kapitalismus schrittweise in den Sozialismus überführen! Hier wenigstens hätten wir zwei Ueberführungsmittel: die Arbeiterschutzgesetzgebung und das Genossenschaftswesen.

Gegen den Gedanken einer derartigen Ueberleitung des Kapitalismus in den Sozialismus empören sich nun sehr entschieden die radikalen Sozialisten. Die politischen und ökonomischen Kämpfe führen nie zu diesem Ziele, sie sind ja nur „Erziehungsmittel der Arbeiterklasse zur sozialen Revolution“. Ein tiefer Abgrund klapft nach der Ansicht der radikalen Sozialisten zwischen Kapitalismus und Sozialismus. Dieser Abgrund wird erst durch eine grosse wirthschaftliche Katastrophe geschlossen. Die wirthschaftlichen Gegensätze verschärfen sich nach Ansicht der Radikalen ständig. Von unten herauf können die Produktionsverhältnisse, die Eigenthumsverhältnisse nimmer ausgedehnt, nimmer erweitert werden. Die Gewerkschaften können das kapitalistische Grundgesetz nicht durchbrechen, sie sind nicht im Stande, eine wesentliche Hebung der Arbeiterklasse herbeizuführen. Die wachsende Reservearmee stellt alle wirthschaftlichen Fortschritte der Arbeiterklasse in Frage. Die Gewerkschaften verlieren mit der Fortentwicklung der kapitalistischen Gesellschaft an Bedeutung. Das Genossenschaftswesen kann nie eine grosse sozialpolitische Wirksamkeit in der kapitalistischen Gesellschaft entfalten. Der Staat kann unmöglich die Lohnsklaverei stufenweise auf gesetzlichem Wege aufheben. Die wirthschaftlichen und politischen Reformbestrebungen der Arbeiterklasse sind somit zur Ohnmacht verdammt. Eine gründliche Besserstellung der Arbeiterklasse auf dem Boden der heutigen Gesellschaft ist eine Utopie.

Während sich nun einerseits die Lage der Arbeiterklasse nicht wesentlich heben lässt, erweitert und vertieft sich zusehends der Widerspruch zwischen den Produktivkräften und den Produktionsverhältnissen. Unter dem Stachel eines schier schrankenlosen Kredits wachsen die Produktivkräfte ins Ungeheure. Vergebens ist alle Mühe der Trusts, der Kartelle, die Produktionsanarchie einzuschränken. Ja, die Kartelle treiben diese Anarchie auf die Spitze. Die Katastrophe ist unvermeidlich, die kapitalistische Wirtschaftsordnung wird von den Produktivkräften auseinandergetrieben. Das sind im Allgemeinen die leitenden Gedanken der radikalen Sozialisten.

Der Lohnbewegung sind, das betont vor Allem der radikale Sozialist, in der heutigen kapitalistischen Wirthschaft bestimmte Grenzen gesteckt. Die Lohnsteigerung kann nie einen Punkt erreichen, dass der Profit, der Mehrwerth quantitativ so abnimmt, dass das kapitalistische System selbst dadurch bedroht wird. Nun können die Löhne häufig beträchtlich steigen, ohne dass der Mehrwerth quantitativ abnimmt. Selbst Hand in Hand mit dem Sinken der kapitalistischen Profrate kann ein kolossales quantitatives Wachsthum des Mehrwerths gehen. Und auf die Masse des anlagesuchenden Profits kommt es besonders an. Die Kapitalistenklasse hat einen wahren Horror vor der Abwesenheit des Gewinns. Sie lässt den grossen, sich ständig verschleissenden Produktionsapparat nicht still stehen, weil vielleicht der Profit um einige Prozente gesunken ist. Der Stachel des Gewinns lässt es eben nicht zu, dass der Kapitalist sein Kapital brach liegen lässt. Der Kapitalist wird durch den Wettbewerb, durch den

ganzen kapitalistischen Produktionsmechanismus zur Produktion angetrieben. Er muss sein Kapital schlechter verwerthen, wenn die Löhne im Steigen begriffen sind. Der äusserste Punkt, der in der Verwerthung des Kapitals eintreten kann, ist das Schwinden des Profits. Zwischen dieser Grenze der Verwerthung und einer Verwerthung des Kapitals zu 10% liegt ein weiter Spielraum. Und daher sind einer Lohnbewegung durchaus nicht enge Schranken gesetzt. Der Kapitalprofit wuchert quantitativ riesig, und selbst trotz der sinkenden Profitrate ist anlagesuchendes Kapital in Hülle und Fülle vorhanden. Die Arbeiterklasse befindet sich aber unter dem Einfluss steigender Lohnverhältnisse, wenn das Kapital bedeutend quantitativ wächst und neue Anlagen sucht. Heute ist noch ein ungeheures unaufgeschlossenes Gebiet für die Verwerthungsbedürfnisse des Kapitals vorhanden. Das kapitalistische Weltwirtschaftssystem befindet sich noch in seinen Anfängen. Deutschland hat sich erst in den letzten Dezennien zu einem grossindustriellen Staate entwickelt. Das grosse Amerika ist ebenfalls vor einigen Jahrzehnten erst in das Weltwirtschaftssystem hineingezogen worden. Ein riesiges Gebiet öffnet sich für das anlagesuchende Kapital, noch goldene Tage winken dem Kapitalismus. Mit der Ausdehnung des kapitalistischen Wirtschaftssystems erweitert sich der Markt um beträchtlich. Raum für ungeheure Waarenquantitäten ist nun vorhanden. Und bei einer Verdoppelung und Verdreifachung des Waarenkonsums kann eine erhebliche Nachfrage nach Arbeit eintreten, und zwar allen Fortschritten der Maschinenteknik zum Trotz. Ueberdies erobert die Maschine nicht in gleichem Umfange und in gleicher Intensität alle kapitalistischen Betriebe. Die einzelnen industriellen Branchen müssen auf ihre technische Zusammensetzung hin auf das Sorgfältigste geprüft, und die Bedingungen, die sie für die Ausbildung einer Reservearmee bieten, müssen genau untersucht werden. Mit der Erweiterung unseres kapitalistischen Wirtschaftssystems wird die Nachfrage nach Waaren enorm zunehmen. Und deshalb kann uns heute noch kein Prophet mit Sicherheit sagen, ob nicht etwa durch die wachsende Nachfrage nach Arbeit der schädliche, lohndrückende Einfluss der Reservearmee zum Theil aufgehoben werden wird. Und ist es denn ferner ein für alle Mal bewiesen, dass wir der Reservearmee gegenüber völlig ohnmächtig sind? Können wir nicht in den leidenschaftlichen Wettkampf der beschäftigten und unbeschäftigten Arbeiter regelnd eingreifen? Weshalb zetert denn heute das Kapital über die Verletzung des dreimal heiligen Gesetzes der Nachfrage und Zufuhr, sobald die Arbeiter durch Gewerkschaften ein planmässiges Zusammenwirken von beschäftigten und unbeschäftigten Proletariern herbeizuführen suchen? Das Kapital weiss sehr wohl, weshalb es zetert! Die Gewerkschaften, die Kommunen beschäftigen sich nun heute lebhaft mit der Frage der Arbeitslosenunterstützung. Die ersten schwachen Versuche für die Begründung einer Arbeitslosenversicherung sind erst gemacht worden. Und es gehört sicherlich eine gewisse Kühnheit dazu, schon heute zu prophezeien: die Arbeitslosenversicherung wird nie das Ziel, das sie sich steckt, erreichen, die Riesenmassen der Reservearmee werden die kapitalistische Wirtschaft mit Nothwendigkeit zersprengen. Kann und wird das Gift der Reservearmee nicht ein Gegengift entwickeln? Die Gewerkschaften,

die kommunalen und staatlichen Körperschaften vereinigen in sich genug Macht, um die Arbeitszeit schrittweis zu verkürzen. Und diese Verkürzung der Arbeitszeit ist von erheblicher Wirkung auf den Umfang der Reservearmee. Karl Marx lenkt an einer Stelle seines Kapital unsere Aufmerksamkeit auf die riesigen Dimensionen der Reservearmee Englands hin, und dennoch, meint er, würde diese überzählige Armee sofort verschwinden, wenn die Arbeit auf ein rationelles Maass beschränkt und für die verschiedenen Schichten der Arbeiterklasse wieder abgestuft würde, ja, die vorhandene Arbeiterbevölkerung wäre dann absolut unzureichend zur Fortführung der nationalen Produktion auf jetziger Stufenleiter. Das ist ein Fingerzeig, glauben wir, der deutlich genug auf die Wichtigkeit der Verkürzung der Arbeitszeit für die Verminderung und Aufhebung der Reservearmee hinweist. Das Angebot der Arbeit kann wohl durch eine tiefgehende Verkürzung der Arbeitszeit und durch eine umfassende Organisation der Arbeitslosenversicherung geregelt werden. Die Arbeiterschaft ist im Stande, den einen Pol des Marktes, das Angebot, zu beeinflussen. Aber sie kann auch auf den andern, auf die Nachfrage, einwirken.

Die Nachfrage wird nicht durch eine einheitliche geschlossene wirtschaftliche Gruppe repräsentirt. Zu dem arbeitssuchenden Privatkapital treten im wachsenden Maasse als Arbeitssucher Genossenschaft, Gemeinde, Staat. In England hat sich der Staat schon oft als Arbeitgeber zum Förderer der sozialreformatrischen Bestrebungen des Proletariats gemacht. In englischen Staatswerkstätten ist da und dort der Achtstundentag und der Minimallohn eingeführt worden. In den Betrieben der Gemeinden und Arbeitergenossenschaften werden vielfach die Forderungen der gewerkschaftlich organisirten Arbeiter freudig anerkannt. Mit der Ausdehnung des genossenschaftlichen, kommunalen und staatlichen Sozialismus wird die arbeitssuchende Gruppe zerklüftet. Das Kapital marschirt nun nicht mehr als einziger Arbeitgeber geschlossen gegen die Arbeiterschaft vor. Die Arbeiterschaft übt einen gewissen Einfluss auf die Nachfrage, auf die Festsetzung der Arbeitsbedingungen, der Löhne etc. aus. Für den Emanzipationskampf des Proletariats hat deshalb der zweite Theil des Erfurter Programms, der sich für die Demokratisirung und Sozialisirung von Staat und Gemeinde so energisch einlegt, einen eminenten Werth. Unter dem wachsenden Einfluss einer demokratischen und sozialistischen Arbeiterschaft müssen die Lohnverhältnisse eine ganz andere Gestalt erhalten, als zuvor. In der kapitalistischen Gesellschaft herrscht also nicht ein festes, ein für allemal bestimmtes Lohngesetz.

Unsere Ausführungen werden dem aufmerksamen Leser gezeigt haben, dass sich die Lohnverhältnisse anders entwickeln können, wie es als völlig feststehend der Zusammenbruchstheoretiker annimmt. Wir überheben uns aber nicht, wie das leider schon zu den Gepflogenheiten dieser Theoretiker gehört, und sagen: das ist der naturnothwendige Gang der wirtschaftlichen Entwicklung. Wir decken nur die Möglichkeit einer anderen Entwicklung auf und hüten uns vor allen Prophezeiungen. Woher weiss denn der Zusammenbruchstheoretiker, dass die kapitalistischen Gegensätze sich durchaus nur nach einer bestimmten Richtung hin auszuwachsen können? Ist er ein hellsehender Schäfer Thomas? Doch wir

wollen gerecht sein: er sucht auch wissenschaftlich den Nachweis für die Zuspitzung der im Kapitalismus liegenden Gegensätze zu führen.

Der radikale Zusammenbruchstheoretiker zeigt die Unmöglichkeit einer erheblichen Besserstellung der Arbeiter auf dem Boden der kapitalistischen Wirtschaft. Die wirtschaftlichen und politischen Machtmittel der Arbeiterklasse sind eben nach seiner Darstellung von ganz zwerghafter Wirkung. Die Gewerkschaften können eben keinen Einfluss auf die Produktion gewinnen. Da wird denn der Begriff Einfluss auf die Produktion sehr eng von solchen Theoretikern gefasst. Sie sprechen von keiner Regelung der Produktion, wenn die Gewerkschaften die Bedingungen, unter denen die Waaren in der Fabrik hergestellt werden, feststellen helfen. Sie verkünden gar den Niedergang der gewerkschaftlichen Bewegung. „England,“ so sagt Rosa Luxemburg, „bietet uns bereits das Bild des beginnenden zweiten Stadiums in der gewerkschaftlichen Bewegung. Sie reduziert sich dabei nothgedrungen immer mehr auf die bloße Vertheidigung des bereits Errungenen, und auch diese wird immer schwieriger.“ Und diese Ueberzeugung sucht uns Rosa Luxemburg aufzu herrschen, obwohl der Einfluss der englischen Gewerkschaften ständig im Wachsen begriffen ist. In England bestimmen die Gewerkschaften gemeinsam mit den Kapitalisten die Arbeits- und Lohnverhältnisse für ganze Berufszweige, und dort haben sie an Stelle der einzelnen persönlichen Verträge den Kollektivvertrag gesetzt. In England werden nach der Ansicht von Sidney und Beatrice Webb „in allen qualifizirten Gewerben, in denen Arbeiter gemeinschaftlich in den Werkstätten von Unternehmern thätig sind, 90 % der Arbeiter ihren Lohnsatz und ihre Arbeitszeit und oft noch viele andere Einzelheiten durch einen kollektiven Vertrag im Voraus bestimmt finden, an dem sie persönlich nicht betheiligt waren, in dem aber ihre Interessen von den Vertretern ihrer Klasse zum Ausdruck gebracht worden sind. Obschon aber die kollektive Vertragsschliessung in einem grösseren Gebiete herrscht, als das Gewerkvereinswesen, so kann doch allein ein Gewerkverein den Mechanismus für jede weitergehende und nicht nur zufällige Anwendung derselben liefern. Ohne die Existenz eines Gewerkvereins in einer bestimmten Industrie wäre es fast unmöglich, eine für einen ganzen Distrikt gültige allgemeine Regel, geschweige denn ein nationales Abkommen, zu erreichen.“

Die Konsumvereine und die Produktivgenossenschaften der Arbeiter können sich nach Ansicht der Zusammenbruchstheoretiker in der kapitalistischen Gesellschaft nur in einem sehr eng gesteckten Rahmen fortentwickeln. Die Produktivgenossenschaften sind auf kleinen lokalen Absatz angewiesen. Nun haben sich aber die englischen Konsumvereine zu nationalen Grosseinkaufsgesellschaften bereits zusammengeschlossen. Für den umfangreichen Absatz dieser Gesellschaften arbeiten grosse Produktivgenossenschaften. Rosa Luxemburg behauptet fest und steif, dass die Produktivgenossenschaften von einem so wichtigen Zweige, wie es die Textilindustrie ist, ausgeschlossen sind, und dennoch besitzen die englischen Genossenschaften heute schon grosse Wollspinnereien. Und diese Genossenschaften sind erst in den letzten Jahrzehnten aufgeblüht. Rosa Luxemburg ist aber jetzt schon vollkommen mit ihrem Urtheil über die etwaige künftige

Bedeutung der Genossenschaften fix und fertig. Eine so treffliche Kennerin der Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung, wie die Beatrice Webb, erblickt in den Gewerkschaften und Genossenschaften zwei Umwälzungsmittel der kapitalistischen Wirthschaftsweise von geradezu elementarer grundstürzender Gewalt, während eine Rosa Luxemburg an dieser Genossenschafts- und Gewerkschaftsbewegung kühl bis ans Herz hinan vorübergeht. „Zum Schluss,“ sagt Frau Webb in ihrer bekannten Schrift über die Genossenschaftsbewegung, „möchte ich nachdrücklich wiederholen, dass die sozialen, administrativen und ökonomischen Grenzen des Genossenschaftsstaates die Macht der Genossenschaften in unserem nationalen Leben keineswegs begrenzen. Die Vereinigung der ganzen Arbeiterklasse zu einem Genossenschaftsverbande einerseits und einer Föderation von Gewerksvereinen andererseits würde den Arbeitern thatsächlich die Herrschaft im Staate einräumen. Die Organisation von Arbeitern als Konsumenten würde jedem Versuche von Seiten der Kapitalinhaber und Grundherren wirksam entgegenzutreten, wenn sie es versuchten, gewisse Abtheilungen der arbeitenden Klasse durch Versprechungen hoher Geldlöhne zu bestechen, auf dass sie eine Schutzpolitik, sei es durch Gesetze, in der Form von Einfuhrzöllen, sei es wirthschaftlich, in der Form von Trusts und Koalitionen der Kapitalisten, zur Erhöhung der Preise unterstützen. Und wenn die Beamten dieser die uranfänglichsten Interessen des Verbrauches und der Produktion vertretenden Zwillingsföderationen sich in einem feierlichen Vertrage verbänden, dann würde es verhältnissmässig leicht sein, Diejenigen aus der Gesellschaft auszumerzen, welche verbrauchen, ohne selbst zu produziren, die Schmarotzer aller Klassen; während Diejenigen, welche gegenwärtig produziren, ohne ihren vollen Antheil zu verbrauchen, auf einen höhern Platz am nationalen Gastmahl rücken würden. Dass dieses Resultat nicht erreicht werden kann, ohne dass man seine Zuflucht zu der Gesetzgebung, dem Ausdruck der Zwangsgenossenschaft, nimmt, hat, wie ich glaube, der Erfolg deutlich bewiesen. Ehe wir aber eine vollkommen entwickelte Demokratie haben können, muss die gesammte Nation jene moralischen Eigenschaften besitzen, welche die Genossenschafter in den Stand gesetzt haben, die demokratische Selbstregierung in einem Theil des Gewerbes, des Handels und der Finanzen der Nation einzuführen.“

Die ökonomischen Machtmittel der heutigen Arbeiterklasse sind nach Ansicht unserer radikalen Zusammenbruchstheoretiker morsche, zerbrechliche Stecken. Mit ihrer Hilfe kann die Arbeiterklasse nie und nimmermehr den Kapitalismus in den Sozialismus hinüberleiten. Und das gelingt dieser Klasse auch nicht mit ihren politischen Machtmitteln. Der Staat ist ein Klassenstaat! Gewiss, aber der Staat ist ein sich mit den wirthschaftlichen und sozialen Machtverhältnissen verändernder Klassenstaat, der Staat ist nicht fest, wie Granit, er wälzt sich ständig um. Gerade der zweite Theil des Erfurter Programms ist auf der Idee eines sich völlig demokratisch auswachsenden Staates basirt. Und von diesem Staate erwartet man eine allmähliche Sozialisirung der heutigen Wirthschaftsweise. Die Schule öffnet sich allen sozialen Klassen, die Rechtshilfe wird unentgeltlich geleistet, die Kranken- und Rekonvaleszenten Häuser stehen allen frei, die gewerblichen Betriebe werden staatlich überwacht, Arbeitsämter

regeln die Arbeitsverhältnisse in Stadt und Land, die ganze Arbeiterversicherung übernimmt der Staat. Der Staat bricht überall in den Herrschaftsbereich des kapitalistischen Monopolismus ein, er knebelt dem Kapitalismus Hände und Füsse und streift von den Lohnarbeitern eine Fessel nach der andern. Rosa Luxemburg belächelt den Gedanken, dass die Lohnsklaverei stufenweise auf gesetzlichem Wege aufgehoben werden kann. Die Lohnsklaverei ist nach ihrer Ansicht nicht auf diesem Wege eingeführt worden und kann daher auf diesem nicht beseitigt werden. Die Lohnarbeiterschaft ist entstanden durch gewaltsame, theilweise gesetzliche Enteignung von den Produktionsmitteln und durch ihre gesetzliche Befreiung aus den Banden der Hörigkeit und Leibeigenschaft. Diese Enteignung wurde (z. B. in Norddeutschland) im grossen Stile gerade auf gesetzlichem Wege mit Hilfe der Staatsgewalt durchgeführt. Noch in diesem Jahrhunderte enteignete die Agrargesetzgebung ganze Klassen von Kleinbauern und verwandelte sie in freie Lohnarbeiter. Es ist also ein Irrthum der Rosa Luxemburg, wenn sie behauptet, die Lohnsklaverei sei nicht zum Theil auf dem gesetzlichen Wege begründet worden. „Der Proletarier wird durch kein Gesetz gezwungen, sich in das Joch des Kapitals zu spannen, sondern durch die Noth, durch den Mangel an Produktionsmitteln. Kein Gesetz in der Welt kann ihm aber im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft diese Mittel zudekretiren, weil er ihrer nicht durch Gesetz, sondern durch die ökonomische Gewalt beraubt wurde.“ Der Proletarier ist gerade in den ersten Anfängen der kapitalistischen Wirthschaft durch Gesetze in das kapitalistische Joch getrieben worden. Eine Blutgesetzgebung gegen Vagabunden und Arme peitschte die Proletarier in die Lohnsklaverei hinein. Die Armengesetzgebung hat auch heute noch nicht ihre Schrecken für alle die „arbeitsscheuen“ Elemente verloren, die sich der kapitalistischen Ausbeutung entziehen wollen. Durch Gesetze ist ferner die kapitalistische Ausbeutung wesentlich erweitert worden. In England wurde der Arbeitstag zwangsweise verlängert. Marx hat in seinem Hauptwerke ein ganzes Kapitel über die Zwangsgesetze zur Verlängerung des Arbeitstages von der Mitte des XIV. bis Ende des XVII. Jahrhunderts verfasst. Deutschland sah einen langwierigen Feldzug der Gesetzgebung gegen den blauen Montag. Gegen die unbegrenzte Lohnsklaverei erhebt sich dann später die Gesetzgebung und schafft die Arbeiterschutzgesetze. Sie verleiht dem Widerstande der Arbeiter gegen die kapitalistische Ausbeutung eine gesetzliche Basis durch das Koalitionsrecht. Da und dort streben die Arbeiter die gesetzliche Festlegung von Minimallöhnen an. Mit Hilfe der staatlichen Gesetzgebung kann das Recht des Kapitalisten, unumschränkt in der Werkstatt zu gebieten, wesentlich begrenzt werden. In den Arbeiterausschüssen kann gesetzlich den Arbeitern eine erhebliche Mitwirkung und Mitbestimmung über die Leitung des Betriebes eingeräumt werden. Kurz, der Staat kann sehr eindringlich durch seine Zwangsgesetze in die wirthschaftliche Ausbeutung hineinreden. Er ist im Stande, die Lohnsklaverei stufenweise aufzuheben. Stellt man sich die Thätigkeit der staatlichen Gesetzgebung bei der Begründung und bei allen Umwälzungen der kapitalistischen Wirthschaftsordnung deutlich vor Augen, so muss man die Behauptung der Rosa Luxemburg, dass sich alle Grundverhältnisse der

kapitalistischen Klassenherrschaft nicht auf bürgerlicher Basis umgestalten lassen, weil sie weder durch bürgerliche Gesetze herbeigeführt noch die Gestalt von solchen Gesetzen erhalten haben, als völlig aus der Luft gegriffen bezeichnen.

An eine stufenweise Enteignung der Kapitalisten ist ebenfalls nach Rosa Luxemburg nicht zu denken. Im wachsenden Maasse, so führt sie aus, wird das Kapitaleigenthum von der Verwaltung der kapitalistischen Unternehmung getrennt. Das Eigenthum stellt sich immer reiner und von der Verwaltung völlig gesondert da. Das ist vollkommen richtig. Das reine Eigenthum heckt nun aber nur Mehrwerth, wenn es in irgend einem kapitalistischen Unternehmen festgelegt ist. Der industrielle Betrieb wird mit der Ausdehnung der Arbeiterschutzgesetzgebung in einem immer stärkeren Grade unter die staatliche Kontrolle gestellt. Die Eingriffe des Staates verrücken total die Machtverhältnisse im Betriebe. Mit der Einschränkung der kapitalistischen Ausbeutung sinkt der Profit in der kapitalistischen Unternehmung. Der Verwalter des Unternehmens erleidet eine Einbusse in seinem Profite, und mit ihm der Kapitalist, der sein „reines“ Eigenthum im Unternehmen stecken hat. Die ökonomische und sozialpolitische Entwicklung läuft also auf eine wachsende Kontrolle des Betriebes durch den Staat, auf eine Eindämmung des Kapitalprofits und damit auf eine theilweise Enteignung des Kapitalisten los.

Der sozialreformatorisch gesinnte Sozialist erblickt in dem ökonomischen und politischen Leben überall starke ordnende Hände, der Zusammenbruchstheoretiker sieht diese Hände in einem welken kraftlosen Zustande und zur Ohnmacht in der heutigen Wirtschaftsweise verdammt. Werden doch diese Hände nie die Arbeiterklasse aus der schmutzigen Tiefe des Elends heben, werden sie doch nie die Produktionsverhältnisse, die Eigenthumsverhältnisse wesentlich erweitern und umwälzen! Und während diese Verhältnisse wie von eisernen Fesseln zusammengehalten werden, rasen sich die ungebundenen Produktionskräfte stürmisch aus und dehnen sich ins Unendliche. Ein schrankenloser Kredit spornt die Produktionskräfte zu den unerhörtesten Leistungen an. Da laufen denn in den Köpfen der Zusammenbruchstheoretiker die merkwürdigsten Vorstellungen von einem geradezu kopflosen Schalten und Walten des Kredits mit unter. Es hat beinahe den Anschein, als wären die Geldkapitalisten von dem Wunsche, hohe Profite in die Tasche zu stecken, so maasslos verblendet, dass sie jede Klugheitsregel in den Wind schlagen und ihr Geld an die aussichtslosesten Unternehmungen hängen. Dass auf dem Geldmarkte heute immer mehr und mehr grosse Bankkonsortien zur Herrschaft kommen, und dass diese schliesslich in ihrem eigenen Interesse Regel und Richtung in das Kreditwesen hineinbringen, das scheint ihr entgangen zu sein. Mit Recht macht Eduard Bernstein darauf aufmerksam, dass die Spekulation gerade bei dem Anbruch der kapitalistischen Aera die wütestesten Orgien feiert. „Auf dem Gebiete der Industrie blüht die Spekulation am üppigsten in den neuen Produktionszweigen. Je älter ein Produktionszweig als moderne Industrie ist, um so mehr hört — die Fabrikation von reinen Modeartikeln ausgenommen — das spekulative Moment auf, eine maasslose Rolle in ihm zu spielen. Es werden die

Machtverhältnisse und Marktbebewegungen genauer übersehen und mit grösserer Sicherheit in Berechnung gezogen.“ Wer sagt uns ferner, dass sich das Kreditwesen in den nächsten Dezennien in der zügellosesten Weise auswachsen wird? Kann nicht eine Epoche tiefgreifender Banken- und Börsenreformen einsetzen? Und wird denn nicht heute schon auf grossen Produktionsgebieten dem Kreditwesen und der privaten Spekulation ein kräftiges Halt entgegengerufen? Aus dem umfangreichen Gebiete der Verkehrsindustrie, aus dem Eisenbahnwesen, auf dem das Gründerthum in den siebziger Jahren am tollsten und gewissenlosesten hauste, ist die Privatspekulation verwiesen worden. Die Verstaatlichung des Getreidehandels hat man in der Schweiz schon lebhaft diskutiert. In einigen Ländern ist der Salz- und Tabakhandel monopolisirt. Die Kommunen haben der privaten Spekulation die Gas- und Wasserversorgung, die Strassenbahnen entrissen. Kurz, auf vielen Gebieten sind dem Kreditwesen schon feste Schranken gesteckt. Die Durchsetzung unserer Wirthschaft mit staatlichen, kommunalen und genossenschaftlichen Betrieben wird dem Kreditwesen Luft und Licht nehmen. Der Zusammenbruchstheoretiker muss daher den grossen Propheten des alten Testaments wieder arg in das Handwerk pfuschen, wenn er mit unumstösslicher Gewissheit das Anbrechen einer Aera des schrankenlosesten Kredits verkündet. Muss der Kredit, so fragen wir die Zusammenbruchstheoretiker, denn immer nur die Rolle einer zerstörenden, den Kapitalismus zu einer Katastrophe treibenden Macht spielen? Erwog doch selbst ein Marx, wie Bernstein einmal hervorhebt, die Frage, ob nicht das Kreditsystem die Mittel bieten kann, „zur allmählichen Ausdehnung der Kooperativunternehmungen auf mehr oder minder nationaler Stufenleiter“. Hier würde der Kredit als Uebergangsmittel zum Sozialismus und nicht als gewaltsamer Sprengstoff des Kapitalismus wirken.

Es ist unverkennbar, dass sich in der heutigen Wirthschaft ordnende, die ökonomischen Kräfte zusammenfassende Tendenzen Bahn brechen. Ueberall schiessen staatlich, kommunal und genossenschaftlich geleitete Betriebe auf. In einigen Ländern werden kleinbäuerliche Produzenten selbst durch eine nachhaltige Genossenschaftsbewegung aus ihrer Isolirtheit herausgerissen und zu grossen Verbänden zusammengeschweisst. In England haben die Konsumvereine einen Theil des Arbeiterkonsums organisirt. Die Waaren werden in riesigen Mengen von Grosskaufgesellschaften angekauft, und sie laufen nun nicht mehr durch die Hände zahlloser Zwischenhändler und überschwemmen die kleinsten und allerkleinsten Krämerlädchen, sondern sie fluthen in starken, geordneten Strömen in die organisirten und einheitlich geleiteten Magazine der Konsumvereine. In der Sphäre der Konsumtion setzten sich bestimmte ordnende und sammelnde Tendenzen mit elementarer Kraft durch.

In der Industrie entstehen da und dort grosse Verbände, umfassende Trusts. In dem Trust sah ein Engels „die Kapitulation der kapitalistischen Gesellschaft vor der planmässigen Produktion der hereinbrechenden sozialistischen Gesellschaft. Allerdings zunächst noch zu Nutz und Frommen der Kapitalisten. Hier aber wird die Ausbeutung so handgreiflich, dass sie zusammenbrechen muss. Kein Volk würde eine durch Trusts geleitete

Produktion, eine so unverhüllte Ausbeutung der Gesamtheit durch eine kleine Bande von Couponabschneidern sich gefallen lassen.“

Obwohl wir uns nun erst in den Kinderjahren der Trusts befinden, ist sich eine Rosa Luxemburg schon vollkommen über die desorganisierende Wirkung derselben im Klaren. Wir halten es für ein sehr kühnes Unterfangen, heute schon eine abgeschlossene Meinung über die Trusts zu äussern. Wir müssen diese erst studiren und abermals studiren und uns vor allen billigen Prophezeihungen über die Entwicklungstendenzen der Kartelle hüten.

Aus unseren vorhergehenden Ausführungen treten uns zwei sich heftig befehdende Grundanschauungen in der Partei hervor. Diese Anschauungen lassen sich in folgende Thesen zusammenfassen:

1. Der Zusammenbruchstheoretiker behauptet: Dem theoretischen Theile des Erfurter Programms liegt die Idee von Marx zu Grunde, dass ein sich ständig vertiefender Widerspruch zwischen den Produktionskräften und den Produktionsverhältnissen, den Eigentumsverhältnissen besteht, der schliesslich zur Sprengung der Produktionsverhältnisse, zur Katastrophe führt. Die Produktivkräfte erzeugen einerseits in der Gestalt arbeitssparender Maschinen eine stetig wachsende Reservearmee und andererseits durch die Ueberproduktion die verheerendsten Krisen mit einer erschreckenden Arbeitslosigkeit und einem furchtbaren Elend. Der Druck, die Knechtschaft, das Elend, die Erniedrigung des Proletariats nimmt ständig zu. Der in der kapitalistischen Wirtschaftsweise steckende Widerspruch führt zur Verelendung der proletarischen Massen. Es ist im Erfurter Programm keineswegs von einer relativen Zunahme des Elends, der Knechtschaft die Rede. Das uneingeschränkte Wachstum der Reservearmee kann ja einen so kolossalen Pauperismus erzeugen, dass thatsächlich eine absolute Verschlechterung der Lage der Arbeiterklasse eintritt. Die ökonomische Widerspruchstheorie und die Verelendungstheorie sind fest und untrennbar mit einander verwachsen.

2. Der sozialreformatorisch gesinnte Sozialist entgegnet darauf: Dank ihren wachsenden ökonomischen und politischen Machtmitteln greift die Arbeiterklasse immer bewusster und planmässiger in das kapitalistische Wirtschaftssystem ein. Sie stellt die kapitalistischen Betriebe unter die Kontrolle des Staates, sie erobert sich dank ihren gewerkschaftlichen Organisationen ein Mitbestimmungsrecht in den kapitalistischen Unternehmungen, sie durchsetzt das heutige Wirtschaftssystem mit staatlich, kommunal und genossenschaftlich sozialistischen Betrieben. Durch eine durchgreifende Verkürzung der Arbeitszeit und eine umfassende Arbeitslosenversicherung hebt sie den schädigenden Einfluss der Reservearmee auf. Es giebt kein ein für alle Mal feststehendes Lohngesetz. Mit den wirtschaftlichen Machtverhältnissen der Arbeiterklasse wandelt sich das Lohngesetz. Die staatlich und ökonomisch im wachsenden Maasse zur Herrschaft kommende Arbeiterklasse gestaltet stufenweise den Kapitalismus in den Sozialismus um. Die ökonomischen und politischen Kämpfe sind direkte Sozialisierungsmittel des kapitalistischen Wirtschaftssystems.

3. Der Zusammenbruchstheoretiker antwortet darauf: Die planmässige Ueberleitung des Kapitalismus in den Sozialismus ist eine Utopie. Die

Gewerkschaften können das kapitalistische Lohngesetz nicht durchbrechen. Mit dem Sinken der Profitrate wird ihr Kampf gegen die lohndrückenden Tendenzen des Kapitalismus immer aussichtsloser. In England sind die Gewerkschaften schon im Niedergange begriffen. Niemals werden die Gewerkschaften einen Einfluss auf die Regelung der Produktionsverhältnisse innerhalb der kapitalistischen Betriebe erhalten. Eine stufenweise Beseitigung des Lohnsystems auf politischem Wege ist völlig ausgeschlossen. Die ökonomischen und politischen Kämpfe erzielen nie eine wesentliche und nachhaltige Hebung der proletarischen Lage. Eine Erweiterung und Umwälzung der Produktionsverhältnisse, der Eigentumsverhältnisse lässt sich mit Hilfe der ökonomischen und politischen Kämpfe nicht erreichen. Die sich in engen Grenzen bewegenden Produktionsverhältnisse werden schliesslich durch die Entfaltung der Produktivkräfte, die ein schrankenloses Kreditsystem zu den äussersten Krafterleistungen antreibt, auseinander gesprengt. „Die grosse sozialistische Bedeutung des gewerkschaftlichen und politischen Kampfes besteht darin, dass sie die Erkenntnis, das Bewusstsein der Arbeiterklasse sozialisieren. Indem man sie als Mittel der unmittelbaren Sozialisierung der kapitalistischen Wirtschaft auffasst, versagen sie nicht nur die ihnen angedichtete Wirkung, sondern büssen zugleich auch die andere einzig mögliche Bedeutung ein: sie hören auf, Erziehungsmittel der Arbeiterklasse zur proletarischen Revolution zu sein.“ (Luxemburg.)

4. Taktisch hat der Zusammenbruchstheoretiker auf eine Zuspitzung der ökonomischen und politischen Gegensätze hinzuwirken. Er befestigt in den Massen die Ueberzeugung, dass eine gründliche Hebung der proletarischen Lage unmöglich ist, und dass nur der Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaft die wirkliche Erlösung aus den Banden ökonomischer und politischer Knechtschaft bringt. Nicht Reform, sondern radikale Umwälzung der heutigen Wirtschaft ist seine Losung. Alle Reformen auf dem Boden der bürgerlichen Gesellschaftsordnung bringen uns um keinen Schritt dem Sozialismus näher. Die Reformen aber, welche die wirtschaftlichen Gegensätze abstumpfen, sind direkt als reaktionär zu bekämpfen. Der Zusammenbruchstheoretiker betreibt vor Allem eine revolutionär sozialistische Propaganda.

5. Der sozialreformatorisch gesinnte Sozialist geht in seiner Taktik von dem Gedanken aus, dass sich unter dem heutigen ökonomischen Systeme schon durch die bewusste ökonomische und politische Thätigkeit der Arbeiterklasse Fundamente für die sozialistische Wirtschaftsordnung legen lassen. Er fördert deshalb die politische und ökonomische Machstellung der Arbeiterklasse nach Kräften, um überall den kapitalistischen Monopolismus zu brechen. Auf dem Boden der bürgerlichen Gesellschaft fussend, bildet er diese systematisch in die sozialistische um. Bei allen diesen Reformen schwebt ihm ständig das Endziel vor Augen. Die Fleischwerdung dieser Reformen setzt sich mit heftigen Kämpfen durch. In diesen Kämpfen ist die Arbeiterklasse meist auf ihre eigene Kraft angewiesen, und sie hat deshalb gegen alle Klassen häufig einen heftigen Klassenkampf zu führen. Auf einer gewissen Höhe der Entwicklung ihrer ökonomischen und politischen Organisationen erobert die Arbeiterklasse vollständig die politische Macht. Nun tritt eine Epoche grosser schöpferischer

staatlicher und wirthschaftlicher Umwälzungen ein. Die ökonomischen und sozialen Neubildungen werden konsequent durch staatliche Aktionen durchgeführt. Das ist die Epoche der politischen Revolution der Arbeiterklasse.

In den vorhergehenden Thesen ist der Zusammenbruchstheoretiker und der sozialreformatorische Sozialist zum Wort gekommen. Die Standpunkte Beider sind, glauben wir, konsequent und daher in gewisser Hinsicht einseitig entwickelt worden. Und in diese Einseitigkeit verranthen wir uns absichtlich, weil wir uns über bestimmte Standpunkte nur hinausheben können, wenn wir den Muth haben, sie folgerichtig zu Ende zu denken. Aus dem Ideenkampfe, der sich hier zwischen den beiden Richtungen der Sozialdemokratie abgespielt hat, werden wir alle die Einsicht geschöpft haben, dass wir zahlreiche unbewiesene Behauptungen und Annahmen in unsere Diskussion hineinschleppen, und dass wir thatsächlich nach dem Aufdämmern dieser Erkenntniss in eine neue gründliche Prüfung unserer Theorien und Hypothesen eintreten müssen. Ein heisser Kampf aller Geister hat über die grossen Fragen der Verelendungs- und Zusammenbruchstheorie, über die Fragen der Zwecke und Ziele der ökonomischen und politischen Organisationen der Arbeiterklasse zu entbrennen.

Die Bernstein-Frage und die politische Praxis der Sozialdemokratie.

Von

Wolfgang Heine.

(Berlin.)

Kein Mensch von schwingendem Gehirn hängt niet- und nagelfest an der Hälfte einer ganzen oder der einen Seite einer zweiseitigen Wahrheit. Fordert es aber Zweck und ernster Augenblick und exakte Bestimmung, so wird kein rechter Kerl die Kraft der Einseitigkeit scheuen.

F. Th. Vischer.

Die Redaktion der Sozialistischen Monatshefte hat mich ersucht, mich über die durch Bernsteins Buch angeregten Fragen zu äussern; ich folge dieser Aufforderung, obgleich ich weiss, dass ich es mit meiner Antwort Vielen nicht recht machen werde. Ich habe mich bereits genöthigt gesehen, in Versammlungen darüber zu sprechen, und habe das Belustigende erlebt, dass die Einen mir vorwarfen, ich hätte „Bernstein von mir abgeschüttelt“, während ein Anderer bei mir eine besonders raffinirte „Methode, Bernstein zu vertheidigen“, entdeckt hat. Beneidenswerthe Leute, die in einem Falle, der eine so ungeheure Menge von Problemen aufrollt, zu einer glatten Zustimmung oder Verurtheilung gelangen! Wer in seinem Denken nicht so vereinfacht ist, kann ihnen das nicht nachmachen.

Ich kann nun nicht daran denken, hier meine Stellung zu den theoretischen Problemen der Nationalökonomie und Philosophie, die in Frage kommen, zu entwickeln. Es ist natürlich, dass ich mir auch darüber meine Gedanken mache, aber weil und soweit ich auf diesen Gebieten Laie bin, halte ich mich nicht für berechtigt, meine unmaassgeblichen Meinungen über Fragen der Fachwissenschaft aller Welt zu verkünden, und möchte nur wünschen,

dass solche Selbstbeschränkung allgemeiner üblich würde. Es ist eine sehr billige und recht plumpe Schmeichelei, den Genossen vorzureden, sie verstünden über jede Frage zu entscheiden. Unmittelbar gegebenen Aufgaben gegenüber traue allerdings auch ich dem Urtheil der beteiligten Praktiker im Allgemeinen mehr zu, als irgendwelchen Prinzipien der Theoretiker; das kann aber nichts daran ändern, dass die Entscheidung dieser Fragen der Fachwissenschaft philosophische Schulung und ökonomische Vorkenntnisse voraussetzt, die weder jeder einzelne Genosse noch ein Konzil ihrer erwählten Vertreter haben kann. Das ist auch kein Unglück; man ist ja im Leben fortwährend in der Lage, sich in Fachangelegenheiten auf Fachmänner verlassen zu müssen. Allerdings muss ich dabei erklären, dass, soweit es sich darum handeln würde, einer Autorität zu folgen, mir Bernstein mindestens so hoch steht wie jeder seiner Gegner, die sich bisher haben vernehmen lassen.

Wenn ich also über die Richtigkeit der Einwände Bernsteins gegen gewisse philosophische und nationalökonomische Lehren nicht ein eigenes Urtheil fällen will, so glaube ich doch, sagen zu dürfen, dass die Behauptung, in der viele Genossen und Parteigegner übereinstimmen, Bernstein wolle die bisherigen Grundlagen der sozialdemokratischen Politik untergraben, eine Uebertreibung ist.

Das gilt zunächst von seiner Kritik der Dialektik, in der man einen Angriff auf die „allein proletarische Denkweise“ erblickt hat. Soweit man unter Dialektik die Auffassung versteht, die alle Dinge in der Entwicklung, im Flusse ansieht, ist es die Anschauungsweise nicht nur des Proletariats, sondern der gesamten modernen Natur- und Geschichtswissenschaft, und Bernstein denkt nicht daran, sie anzugreifen. Seine Kritik richtet sich allein gegen jene als Dialektik bezeichnete besondere Methode, die beim Vergleich verschiedener Zustände lediglich vom Gesichtspunkte des Gegensatzes ausgeht und sich die Entwicklung als ein Umschlagen aus einem Gegensatze in den anderen vorstellt. Ich will nun durchaus nicht bestreiten, dass auch diese Art, die Dinge anzuschauen, ihren Werth hat, namentlich als Mittel, um zu neuen Beobachtungen und Gedanken zu gelangen¹⁾, immerhin darf nicht vergessen werden, dass diese zugespitzten Gegensätze Abstraktionen aus der Vielfältigkeit des Wirklichen sind, und dass die reine Entwicklung in Gegensätzen sich nur im Denkprozesse vollzieht. Diese Einordnung der realen Thatsachen unter gewisse abstrakte Begriffe ist in erster Reihe gelehrten Kreisen eigen, und es fehlt jede Berechtigung, sie als die eigentlich proletarische Anschauungsart hinzustellen. Wenn vollends diese Dialektik es liebt, reale Veränderungen unter der ursprünglich bloß logische Gegensätze bezeichnenden Form der Negation und der Negation der Negation auszudrücken, so ist das eine Redeweise, die zwar, mit Maass angewendet, nichts schadet, die aber sicherlich nicht unentbehrlich ist, und die jedenfalls nicht deshalb die „Denkweise des Proletariats“ wird, weil Marx, seinen eigenen Worten nach, mit ihr „kokettirt“ hat, um subalterne Geister zu ärgern.

Ich glaube nicht, dass Bernstein Recht hat, wenn er dieser Dialektik die Schuld beimisst, dass Marx vielleicht etwas voreilig den nahen Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft prophezeit hat. Hier dürfte der Wunsch

¹⁾ Man gestatte mir diese, wie ich wohl weiss, etwas schwerfällige Umschreibung des Begriffs heuristisches Prinzip.

der Vater des Gedankens geworden sein, auch ohne Dialektik. In jeder konsequenten Theorie liegt die Gefahr, dass sie gelegentlich unbequeme That-sachen zurecht zu biegen versucht. Diese Anschuldigungen Bernsteins gegen die Dialektik mögen theilweis zu weit gehen. Andererseits hat er sich ein wahres Verdienst erworben, wenn er dem Unfug entgegen getreten ist, der mit dem Worte Dialektik und mit dieser besonderen Art der Gedankenformulirung von Leuten getrieben wird, die nicht wie der grosse Marx einen Anspruch darauf haben, dass der Leser sich auch ihren „Koketterien“ anbequemt. Wenn vor einigen Monaten ein Parteiblatt bei Gelegenheit des Zuchthausgesetzes schrieb, „das Proletariat werde dem Bürgerthum die Gefährlichkeit der Koalitionsentrechtung mit altbewährter Dialektik einpauken,“ so weiss der unterrichtete Leser, dass hier eine von Marx einmal gebrauchte Wendung entstellt und sinnlos nachgeplappert ist; wem aber nicht zufällig der Ursprung der Phrase bekannt ist, könnte versucht sein, einen tiefen Sinn in diesem Gallimathias zu suchen. Bemühen wir uns etwa, Wissenschaft und Politik vom Banne alter Götzen zu befreien, um dafür einen neuen Fetisch aufzurichten? —

Ueber Bernsteins Kritik der Marxschen Werththeorie und ihrer Konsequenzen will ich mir nicht erlauben, ein Urtheil zu fällen. Habe ich ihn richtig verstanden, so will er die Folgerungen aus dem Getriebe der kapitalistischen Produktionsweise, die Marx mit Hilfe des Begriffes des Mehrwerths ableitet, auf die Erzeugung und Vertheilung des Mehrprodukts aufbauen, um statt einer gedanklichen Abstraktion eine sinnlich greifbare Thatsache als Ausgangspunkt zu gewinnen. Ob das möglich ist, ob nicht dann wieder zu anderen abstrakten Hilfskonstruktionen gegriffen werden muss, die statt der scheinbaren Vereinfachung der Theorie eine grössere Komplizirtheit ergeben würden, entzieht sich meinem Laienurtheil. Jedenfalls habe ich die Ueberzeugung, dass Bernsteins Absicht nicht ist, die Marxsche Theorie zu zerstören, vielmehr, sie zu festigen, indem er sie leichter verständlich gestaltet.

Für die praktische Politik messe ich jedoch der ganzen Frage keine all-zugrosse Bedeutung bei. Wenn die bürgerliche Presse dem armen Bernstein eine widerwärtige Verherrlichung widmet und fortwährend ausschreit, seine Kritik habe die Grundfesten des Marxismus zerstört und die Praxis der Sozialdemokratie widerlegt, so ist ja der Zweck durchsichtig: die Gegner hoffen, dass eine Spaltung der Sozialdemokratie ihnen frisches Blut zuführen würde, und deshalb möchten sie es dahin bringen. Es giebt aber auch Parteigenossen, die mit vielem Eifer Bernstein entgegenhalten, wenn seine Ausführungen richtig wären, würde die Lehre des Sozialismus falsch sein. Abgesehen davon, dass dies keine Art ist, jemand wissenschaftlich zu widerlegen, und dass man schon aus praktischen Gründen sich vor Uebertreibungen hüten sollte, mit denen man nur die Geschäfte gegnerischer Parteien besorgt, sehe ich in diesem ganzen Lärm eine Ueberschätzung der praktischen Bedeutung solcher wissenschaftlichen Untersuchungen. Ich bin überzeugt, dass selbst, wenn Bernstein das Marxsche Lehrgebäude wirklich erschüttert hätte, wir deshalb an unserer Politik auch nicht das Geringste ändern könnten. Das mag befremdlich klingen, da uns gerade die Marxsche Theorie die Sicherheit geben soll, dass die der Mehrwerthproduktion innewohnenden Tendenzen mit der Nothwendigkeit eines Naturvorganges die sozialistische Gesellschaft hervorrufen müssten. Ganz recht, es ist sehr gut, wenn man seine Erkenntniss, dass dem Sozialismus die Zukunft

gehört, wissenschaftlich begründen kann, aber ebenso unleugbar ist die Thatsache, dass bei weitem die meisten Genossen ihre Ueberzeugung nicht einer solchen wissenschaftlichen Forschung verdanken, sondern der Partei angehören, weil sie ein sozialdemokratisches Ideal im Herzen tragen, an das sie glauben.

Die materialistische Geschichtsauffassung giebt uns, wie zu so Vielen, auch den Schlüssel zu dem Problem, wie sich die wissenschaftliche und die idealistische Ueberzeugung zu einander verhalten, und welchen Werth jede von ihnen für die Praxis hat ²⁾. Nach unserer geschichtlichen Auffassung sind die Ideale nicht blosse Hirngespinnste, nicht willkürlich ersonnene Lügen, nicht Pfaffenfrug, vielmehr entsprangen sie aus der Summe der Bedürfnisse und Wünsche der Menschen und unter dem Einflusse ihrer Traditionen als naturgemässe Gebilde des menschlichen Lebens von höchst realer Bedeutung.

Weil der Proletarier eine sozialistische Gesellschaft braucht, deshalb will er sie und glaubt er an sie, und er besitzt in dem Interesse seiner Klasse und in diesem Glauben eine völlig ausreichende Rechtfertigung des Eintretens für die sozialdemokratischen Ziele.

Deren allgemeine Richtung wird bestimmt durch den Gegensatz zu den heutigen Verhältnissen. Im Proletarier erzeugen seine elende Lebenslage auf der einen und die Ueberfülle des Reichthums auf der andern Seite das Sehnen nach einer Gesellschaft, in der er sicher und frei, ohne Darben, aber auch ohne die Laster des Luxus leben könnte, und in der ihm namentlich auch die Genüsse des Wissens und der Kunst zu Gebote ständen, die ihm heute verschlossen sind. An Stelle der Ausbeutung zu Gunsten Einzelner fordert er den Dienst im Interesse Aller.

Ueber diese durch die Klasseninteressen der Gegenwart bestimmten Grundzüge des Ideals hinaus sucht aber der schöpferische Trieb der Menschen sich noch eine genauere Vorstellung von der Zukunft zu bilden; dem dienen die Zukunftsstaats-Phantasieen, die in das Gebiet der Poesie gehören, und die, wie jede Dichtung, vor Allem die Individualität ihres Urhebers widerspiegeln.

Ich will solche Zukunftsgemälde beileibe nicht damit herabsetzen, dass ich sie in das Gebiet der Dichtung verweise; es ist nicht nur erlaubt, sich in solchen dichterischen Phantasieen zu verlieren, sondern oft vom grössten praktischen Nutzen. Sicherlich haben Bebel's praktische Zukunftsgemälde, die einen so grossen und reinen Geist verrathen, weit mehr Seelen für die Sache des Sozialismus gewonnen, als die sichersten wissenschaftlichen Beweisführungen.

Der Werth eines positiven Ideals liegt aber nicht nur in seiner propagandistischen Wirkung. In den vielfach verworrenen Kämpfen des Tages, in denen sich unsere praktische Thätigkeit bewegt und nur allzu leicht verliert, ist das Ideal ein den Pfad anzeigender Stern, der uns das, was Noth thut, in einem höheren Sinne zeigt, als es das unmittelbare Bedürfniss des Tages vermag. Weil ferner das Ideal durch das Gefühl auf den Willen wirkt, ist es zugleich der kräftige Ansporn zum Handeln, ohne den kein Fortschritt in der Welt denkbar wäre. Darin liegt der unschätzbare Werth des zukünftigen Endziels für die Bewegung in der Gegenwart, der gerade dem politischen Praktiker ein solches Ideal unentbehrlich macht.

²⁾ Näher habe ich mich über die Beurtheilung der Ideologien vom Standpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung aus in Pernerstorfers Deutschen Worten, 1888, Heft 10, pag. 417 ff. ausgesprochen.

Aber freilich, darüber müssen wir uns klar sein: durch die Ausbildung eines positiven Zukunftsideals wird nicht bewiesen, ob überhaupt oder wie weit es ausführbar ist; eher kann man mit einiger Sicherheit behaupten, dass die Menschen, wie Engels sagt, stets etwas Anderes erreichen, als sie wollen. Bei Weitem die meisten Menschen lassen sich über diese Unsicherheit des Geglaubten keine grauen Haare wachsen, aber die Gelehrten begnügen sich damit nicht, sondern suchen sich auf wissenschaftlichem Wege die Gewissheit zu verschaffen, die das Ideal einem kritischen Verstande nicht zu geben vermag. Das ist Recht und Pflicht des Forschers, trotzdem glaube ich, dass für die politische Praxis einer Partei diese wissenschaftlichen Untersuchungen über die zukünftige Entwicklung nicht die grosse Bedeutung haben, die der Gelehrte von seinem Standpunkte aus ihnen mit Fug und Recht beimessen darf. Solche Doktrinen erscheinen meist auf dem Plane, wenn die unmittelbaren Tagesbedürfnisse und die idealistischen Zukunftsziele schon ihre Wirkung geübt haben, und stehen oft mehr oder weniger unter deren Einfluss. Zu allen Zeiten und auf allen Gebieten sind bei Versuchen, die Richtigkeit eines Glaubenssatzes wissenschaftlich zu erweisen, die gröblichsten Selbsttäuschungen untergelaufen. Dazu kommt, dass solche wissenschaftlichen Beweisführungen nie das Maass subjektiver Gewissheit erzeugen, das jeder Gläubige leicht aus seinem Innern schöpft. Auch die Thatkraft erwecken sie nicht; eher liegt etwas Lähmendes in dem hypothetischen Charakter, der jedem wissenschaftlichen Schlusse anhaftet.

Ich will damit keineswegs bestreiten, dass wissenschaftliche Untersuchungen über die Zukunft auch für die politische Praxis Bedeutung haben können. Sie sind nicht nur in der Polemik mit Gegnern von Werth, sondern können uns auch vor uns selber schützen. Die poetischen Abschweifungen unseres idealisirenden Triebes müssen in kritische Grenzen eingeschränkt werden, damit wir den festen Boden des Realen nicht verlieren, z. B. damit wir die Hilfsquellen der Gesellschaft und unsere Machtmittel richtig einschätzen.

Aber so wichtig die Aufgabe der Wissenschaft auf diesem Gebiete ist, man muss sich selbst auf ihm hüten, ihre praktische Wirkung zu überschätzen. Nicht blos wegen der Unsicherheit der Grundlagen aller solchen Untersuchungen, sondern aus Gründen des eigenartigen Charakters der praktischen Politik. In der Praxis werden wir, worauf auch Bebel ganz richtig hinwies, viel weniger durch theoretische Erwägungen, als durch praktische Bedürfnisse bestimmt, da müssen wir uns oft nicht nach unseren kritischen Verstande richten, sondern nach der Unvernunft der Gegner. Und die Massen, deren Lebensinteressen der politische Kampf gilt, werden sich nur sehr schwer und langsam durch wissenschaftliche Doktrinen von einer gewohnten oder durch die momentanen Verhältnisse anscheinend gebotenen Praxis abbringen lassen. Das ist übrigens auch ganz gut so: dieses Misstrauen, diese gewisse Schwerfälligkeit theoretischen Neuerungen gegenüber mag unter Umständen zwar den besten Gedanken ein recht unangenehmes Bollwerk entgegen setzen, aber es liegt darin auch ein nicht zu unterschätzendes Gegengewicht gegen die Gefahr, von litterarischen Doktrinären in die Irre geführt zu werden. Wenn eine Entwicklung erst so weit ist, dass allgemein das praktische Interesse als sich deckend mit der neuen Lehre empfunden wird, dann wird sich auch die neue theoretische Konstruktion schnell einleben.

Höher noch als diese Pfadfinder-Aufgabe der Wissenschaft steht mir für das praktische Leben der Einfluss, den sie auf den Charakter und die Handlungs-

weise der Menschen dadurch ausübt, dass sie sie zu gründlichem Beobachten und bedachtem Folgern erzieht. Für die Kreise der Gelehrten sind Marx und Engels die grossen Bahnbrecher geworden durch das, was sie gelehrt haben, auf die Arbeiterklasse aber hat meines Erachtens ihre wissenschaftliche Thätigkeit den besten Theil ihrer Wirkung geübt durch das Beispiel gewissenhafter Forschung und unermüdlich die Wahrheit suchender Selbstkritik, das sie uns gegeben haben. Die Sozialdemokratie verdankt unendlich viel von ihren Erfolgen der Einwirkung dieses Vorbildes, und darin würde eine dauernde Errungenschaft liegen, auch wenn schliesslich der eine oder andere Lehrsatz unserer Meister vor der Kritik nicht Stand hielte. Ich möchte dies in einem Bilde zusammenfassen: wenn der durch die gesellschaftlichen Impulse erweckte Wille die bewegende Kraft des Schiffes der Politik ist, und das Ideal der Kompass, so soll die Wissenschaft das Steuer sein.

Freilich, welchen Theil der Wirkungen der Wissenschaft auf die Praxis wir auch bevorzugen mögen, sie können nur zum Guten ausschlagen, wenn die wissenschaftliche Forschung völlig frei ist, weder durch Traditionen noch durch praktische Erfordernisse eingeengt. Wenn wir nicht einem pfäffischen Dogmatismus verfallen wollen, darf nicht die Annahme bestimmter Doktrinen als Bedingung der Zugehörigkeit zur Partei betrachtet werden.

Wenn z. B. deshalb, weil wir heute die Entwicklung zu Riesenbetrieben vor uns sehen, einige Theoretiker erklärt haben, es wäre Verrath an unseren Prinzipien, anzunehmen, dass es möglicherweise in der Zukunft auch noch kleinere Betriebe neben den grossen geben könnte, oder individuelles Eigentum an manchen Produktionsmitteln neben dem gesellschaftlichen, so ist das ein Beispiel akademischer Ueberhebung.³⁾

Bernstein scheint mir die Bedeutung der Wissenschaft für die praktische Politik noch etwas zu überschätzen⁴⁾, weit mehr aber gilt das von Denen, die den ganzen Inhalt des Zulässigen und des Gebotenen aus einem Prinzip deduktiv ableiten.

Bernsteins Stellung zu den sämtlichen praktischen Problemen, die er berührt, hier zu erörtern, erscheint mir weder möglich noch nöthig. Für mein Gefühl sticht seine nüchterne Ruhe auch in den Punkten, in denen ich ihm nicht beistimme, sehr wohlthuend von der temperamentvollen, sich in Antithesen und Witzen überstürzenden Schreibart einiger seiner Widersacher ab. Auch ist die Arbeit ehrlichen Forschens, selbst wo sie irrt, immer interessanter, als der Vortrag eines Predigers, der im Besitze der alleinseligmachenden Wahrheit zu sein glaubt. Man hat Bernstein vorgeworfen, er sei „entgleist“. Diese neuerdings so beliebt gewordene Phrase ist recht charakteristisch, zwar nicht für Bernstein, aber für die Leute, die sie ihm an den Kopf werfen. Sie scheinen von einem Forscher zu verlangen, dass er, einer willenlosen Maschine gleich in einen Schienenstrang eingeengt, immer in derselben Richtung fortrenne, ohne auf Das, was ausserhalb des Geleises liegt, Rücksicht nehmen zu dürfen. Wer das fordert, kritisirt damit sich selbst.

Die theoretische Behandlung praktischer Probleme der Politik dient uns am letzten Ende, festzustellen, was wir in der Gegenwart zu thun haben, um

³⁾ Bekanntlich wurde aus diesem Grunde 1894 sogar K. Kautsky der Ketzerei beschuldigt.

⁴⁾ Siehe die Voraussetzungen des Sozialismus; pag. 174, Anmerkung.

dem Zukunftsideal näher zu kommen. Dies ist das Ziel, und wir suchen die Wege dorthin. Da nun ein Weg so gut ist wie der andere, wenn er nur zum Ziele führt, muss ich die Erregung recht übertrieben finden, mit der man das Schlagwort von der Katastrophe gegen Bernstein vertheidigt. Wir Sozialdemokraten sind, denke ich, nicht gewöhnt, auf Dogmen zu schwören; deshalb würde es nicht einmal entscheidend sein, wie Marx sich vor 30—50 Jahren den Uebergang in die neue Gesellschaft gedacht hat. Schon aus diesem Grunde möchte ich mich an diesem Streit der Ausleger nicht beteiligen. Jedenfalls ist mir soviel klar: wenn Marx in der berühmten Stelle des 24. Kapitels von Band I des Kapital den Ausdruck braucht: „Die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt“, wenn er anderwärts von einem „Umschlagen“ der einen Gesellschaftsform in die andere spricht, so sind das bildliche Ausdrücke, bestimmt, einen grossen Entwicklungsgang in einer prägnanten Formel zusammen zu fassen. Wenn es freilich Leute gegeben hat, die die „Stunde“ wörtlich genommen haben, die, verleitet durch den Ausdruck „Umschlagen“, sich den Uebergang einer Gesellschaftsform in die andere nach Art einer Wippe vorgestellt haben, die unverrückbar nach der Seite festliegt, wo das Uebergewicht ist, aber, sobald die andere Seite es erhält, augenblicklich und mit der grössten Leichtigkeit zu ihr umkippt, so ist das deren Fehler und nicht der von Marx. ✕

Der Streit um die Katastrophe zerfällt in mehrere Fragen, die meiner Meinung nach nicht immer gehörig aus einander gehalten worden sind:

1. Ist anzunehmen, dass ein grosser wirtschaftlicher oder politischer Zusammenbruch der herrschenden Gewalten dem Proletariat plötzlich die Macht verschaffen und ihm ermöglichen werde, auf den Trümmern der alten Gesellschaft die neue zu errichten?

2. Ist zu erwarten, dass dies bald geschehen werde?

3. Ist — abgesehen von der Frage, wie der Uebergang in die neue Gesellschaft sein werde — vorauszusetzen, dass uns in absehbarer Zeit politische oder wirtschaftliche Katastrophen und Revolutionen bevorstehen?

Was die Frage 1 betrifft, so kann man a priori sagen, dass alle Wahrscheinlichkeit gegen einen solchen salto mortale spricht. Der evolutionistischen Anschauungsweise, die uns in der Naturforschung glücklich von der Annahme momentaner fürchterlicher Umwälzungen befreit hat, erscheint auch auf dem Gebiete der Geschichte als das naturgemässe die langsame Entwicklung, das allmähliche Hineinwachsen eines Zustandes in einen anderen, in der Art, dass beide Gestaltungen lange Zeit neben einander bestehen, bis die neue die Oberhand gewinnt, vielleicht erst zu einer Zeit, wo bereits eine dritte Form sich in ihrem Schoosse zu bilden begonnen hat. Auch der materialistischen, d. h. naturwissenschaftlichen Auffassung der Geschichte, die von Marx und Engels vertreten wird, entspricht die Annahme einer allmählichen Entwicklung besser, als die einer plötzlichen Katastrophe. Aber, Prophezeien ist ein misslich Ding, wie unsere Revolutionspropheten erfahren haben, und so möchte auch ich nicht die Möglichkeit abstreiten, dass vielleicht doch die kapitalistische Gesellschaft einmal mit einem ungeheuren Krach zusammenstürzte. Die Entscheidung dieser Frage liegt allerdings sehr im weiten Felde, andererseits wird selbst der überzeugteste Evolutionist nicht leugnen können, dass im Laufe der Geschichte sehr häufig der Gang der allmählichen Entwicklung von heftigen plötzlichen Erschütterungen begleitet gewesen ist, bald von hemmenden, bald

von vorwärtstreibenden. Zu solchen Möglichkeiten muss man also in der praktischen Politik Stellung nehmen.

So unwahrscheinlich mir von vornherein die Begründung der sozialistischen Gesellschaft auf eine plötzliche Katastrophe erscheint, so kann ich doch nicht Allem zustimmen, was Bernstein zum Beweise ihrer Unmöglichkeit anführt. Er hat inzwischen selbst anerkannt, dass auf den Vergleich der preussischen Einkommensteuererträge aus den Zeiten vor und nach der Steuerreform keine Schlüsse gebaut werden können, weil die Erhöhung des Steuererträgnisses zum grossen Theil der veränderten Einschätzungsmethode zu danken ist. Im Uebrigen muss ich die Prüfung seines statistischen Materials ebenfalls den Oekonomen vom Fach überlassen. Die Verbesserung des Einkommens in weiten Schichten des Volkes, die Erhöhung der durchschnittlichen Lebenshaltung, die Verwendung immer grösserer Beträge für Luxus- und Bildungs-Ausgaben in der Arbeiterschaft sind Thatsachen, die sich auch ohne statistische Belegung Jedem aufdrängen. Wenn aber Folgerungen daraus gezogen werden sollen, so muss doch betont werden, dass die Beobachtungsperioden viel zu kurz sind, um die Möglichkeit eines Rückschlags auszuschliessen. Was folgt überhaupt aus diesen Erscheinungen? Dem Schlagwort von der Verelendung der Massen widersprechen sie freilich, aber dies spielt in der Theorie und Praxis schon lange durchaus keine Rolle mehr und würde, wenn man es wörtlich nähme, in keiner Weise zu der von Marx empfohlenen Politik passen. Ferner kann die von Bernstein betonte Einkommensbewegung allerdings als Beleg dafür gelten, dass die Konzentration des Besitzes und der Betriebe sich nicht so allgemein auf allen Gebieten und nicht so schnell vollzieht, wie viele Sozialdemokraten geglaubt haben und wünschen. Aber das beginnen jetzt wohl selbst die Hoffnungsvollsten einzusehen, dass die Entwicklung, die Marx prophetisch geschaut hat, sich nicht in wenigen Jahren vollziehen konnte, dass dazu Generationen gehören. Dagegen scheinen mir alle diese Umstände nicht den Ausdruck Bernsteins zu rechtfertigen, dass die kapitalistische Entwicklung von der Zunahme der Kapitalisten aller Grade begleitet sei, und ebenso wenig widerlegen sie die Thatsache der fortschreitenden Proletarisierung der Mittelklassen. Richtig ist wieder, dass die bevorzugten Schichten unserer Arbeiterschaft heut eine höhere Lebenshaltung haben, als ihre Urgrosseltern, die um die Wende des vorigen Jahrhunderts selbständige Bauern oder selbständige Handwerker gewesen sein mögen, aber der proletarische Charakter ihrer Lage wird dadurch nicht beseitigt. Er prägt sich aus in der völligen Unsicherheit ihrer Lebensverhältnisse und in der Unmöglichkeit, jemals eine selbständige Existenz zu erlangen und die Existenz ihrer Nachkommenschaft zu sichern. Diese Art von Proletarisierung beschränkt sich aber keineswegs auf Arbeiterkreise; bei selbständigen Handwerkern, in den Schichten der kleineren und mittleren Beamten, unter Studirten aller Wissenszweige findet man genau dasselbe. Nicht nur das Geldeinkommen dieser Klassen ist heut bei Weitem höher, als vor 50 oder 100 Jahren, sie leben auch besser und treiben einen grösseren Luxus. Während aber vor zwei Generationen Handwerker, Bauern und Beamte bei aller Knappheit und Enge ihrer Lebenslage die Sicherheit besaßen, sich und ihren Kindern eine geordnete Existenz in ihrer Klasse zu erhalten, so kämpfen heute viele, sehr viele von diesen einen fortwährenden verzweifelten Kampf gegen das Herabsinken aus ihrer Stellung; der erzwungene Aufwand der höheren Lebenshaltung erschwert ihnen dies noch. Wo es möglich ist, sucht der

Mittelstand unter den grössten Opfern wenigstens seine Söhne dem gesicherten Beamtenberufe zuzuführen, die Töchter, die als Handlungs- und Gewerbegehilfinnen aller Art oder durch persönliche Dienstleistungen sich eine Existenz schaffen müssen, verfallen ohne Weiteres der Proletarisierung. Die elegante Garderobe ändert daran nichts.

Etwas Aehnliches bemerkt man auf dem Gebiete der Konzentration der Betriebe. Es ist ganz richtig, dass neben den Riesenbetrieben eine unendliche in manchen Gewerbszweigen sogar wachsende Zahl von Mittel- und Zwergbetrieben besteht. Ganz besonders gilt das vom kaufmännischen Gewerbe. Alle diese sogenannten selbständigen Betriebe sind aber abhängig von den grossen, von deren Kredit oder der Zuweisung von Beschäftigung. Diese Abhängigkeit der Kleineren geht in entwickelten Industrien, z. B. in der Metallindustrie, bis auf Betriebe hinauf, die Hunderte von Arbeitern beschäftigen, und die man schon zum Grossbetrieb zählen muss. Wir sehen, wie diese Abhängigkeit sich täglich bei der Ringbildung äussert und von den Beteiligten oft aufs Unangenehmste empfunden wird. Die kleinen Kaufleute, wozu man auch einen erheblichen Theil der selbständigen Handwerker rechnen muss, die im Wesentlichen Händler mit Fabrikwaare sind, haben eine durchaus proletarische Existenz, und auch die mittleren sind mindestens nicht selbständige Unternehmer im Sinne der Vergangenheit.

Bernstein hätte neben der Frage, ob und in welchem Maasse die Konzentration des Besitzes und der Betriebe fortschreite, die Frage aufwerfen sollen: Nimmt die Zahl Derjenigen zu, deren wohlverstandenes Interesse, als Betriebsunternehmer oder nach ihrer persönlichen Lebenslage, in der Fortbildung der Gesellschaft zum Sozialismus liegen würde? Diese Frage ist m. E. unbedingt mit Ja zu beantworten, wenn auch Vorurtheile aller Art, wenn auch der Wunsch, sich augenblicklichen Gewinn auf Kosten der Arbeiterklasse zu verschaffen, heut noch den grössten Theil dieser Proletarier auf Seiten unserer Feinde halten.

Wie ich mich in dieser Beziehung Bernsteins Ansichten über den allgemeinen Gang der Entwicklung nicht anschliessen kann, so muss ich es auch bestreiten, dass der Kampf der beiden wirthschaftlichen Hauptklassen sich fortgesetzt mildere. Soviel er an äusserlicher Rauheit abstreift, so viel verschärft er sich an innerlicher Intensität. Die gewaltsamen Ausschreitungen der Vergangenheit, die Zerstörungen von Fabriken und Maschinen, Versuche gewaltsamer Revolutionen waren völlig vereinbar mit gänzlicher Unklarheit über das eigentliche Klasseninteresse des Proletariats. Die heutigen Gewerkschaftskämpfe in geregelter gesetzlicher Formen, die heutige Reformpolitik auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes sind ein viel schärferer Klassenkampf und werden auch von den Unternehmern so empfunden. Und dass das Unternehmertum als Ganzes heut gehässiger denn je gegen die Arbeiterschaft auftritt, dürfte Bernstein für den Kontinent wohl zugeben.

Sehr viel zutreffender und sogar von hohem Werthe erscheinen mir jedoch andere Ausführungen von Bernstein. Ich muss ihm nicht nur, wie ich schon andeutete, darin beipflichten, dass von einem völligen wirthschaftlichen Zusammenbruche der heutigen Gesellschaft in absehbarer Zeit nicht die Rede sein kann, sondern er hat auch darin Recht, dass wir zur Zeit einen aus äusseren, z. B. politischen, Gründen folgenden allgemeinen Zusammenbruch nicht einmal wünschen können, weil die innere Entwicklung des Wirthschaftsbaues noch nicht weit genug

vollendet ist, um unseren Ideen den Sieg zu sichern. Ebenso ist es richtig, dass überhaupt eine Periode allgemeiner Zerstörung und Erschütterung die Bildung neuer wirtschaftlicher Formen nicht erleichtern, sondern erschweren würde. Wenn auch in solchen Zeiten eine ungeahnte Menge geistiger Kräfte frei zu werden pflegt, so verschlingen die unvermeidlichen Reibungen dafür um so mehr Energie. Auf politischem Gebiete sind umfangreiche Neuschöpfungen noch eher denkbar, weil selbst in revolutionären Perioden nur ein kleiner Theil der Menschen für die Fragen der formalen Politik interessiert zu sein pflegt, und deshalb geringere Widerstände zu überwinden sind, an wirtschaftliche Umgestaltungen aber, die in die Interessen Aller eingreifen, kann nur gedacht werden, in engster Anknüpfung an die jeweils vorhandenen Produktions- und Eigentumsformen. So selbstverständlich diese Ausführungen Bernsteins für die meisten Genossen gewesen sein dürften, so zeigen doch die Angriffe, die sie hervorgerufen haben, zur Genüge, dass er damit durchaus nichts Ueberflüssiges gesagt hat. Die Gläubigkeit, die sich vermisst, wenn man ihr nur auf drei Monate die Herrschaft übertrüge, den Kapitalismus endgiltig zu beseitigen und die sozialistische Gesellschaft herzustellen, ist so gemeingefährlich, dass man sie nicht oft genug ad absurdum führen kann.

Und nicht minder verdienstvoll finde ich es, dass Bernstein wieder einmal gegen das Spielen mit dem Gedanken einer nahe bevorstehenden siegreichen Revolution des Proletariats auftritt. Es sind über diese Frage in der Partei wirklich schon so oft die verständigsten Worte gesagt worden, dass es fast überflüssig erscheinen könnte, darauf zurück zu kommen. Schon 1880 schrieb der Sozialdemokrat⁵⁾ in einer Artikelreihe, die ausdrücklich die radikalere Richtung in der Partei vertrat:

„Es giebt eine revolutionäre Fabel, wie es monarchische, religiöse und sonstige Sagen giebt. Dieser Fabel, welche von verstand- und gewissenlosen Leuten nicht etwa nur als handbares Stichwort bei gewissen feierlichen Gelegenheiten und drängenden Ereignissen gebraucht, sondern mit wenig Witz und viel Behagen unaufhörlich wiederholt wird, — dieser Fabel zufolge ist das Volk, oder richtiger, sind die Völker alle revolutionär gesinnt und stets zur Revolution bereit. Wir wollen hier nicht von den anderen Völkern sprechen; aber in Bezug auf das deutsche Volk ist jene Behauptung geradezu ein Aberwitz — wenn es sich nicht um eine so ernste Sache handelte, würden wir sagen: eine ungeheure Lächerlichkeit. Das deutsche Volk — oder, wenn man eine andere Bezeichnung als Gesamtausdruck für eine Reihe von bewegenden Kräften in Staat und Gesellschaft, die zum Theil auch über das deutsche Volk hinausliegen, gebrauchen will, — die deutschen Verhältnisse sind in keiner Weise zur unmittelbaren Revolution bereit. Das Volk ist heute nicht nur nicht in seiner Mehrheit, sondern auch nicht einmal zu einem einigermaßen ins Gewicht fallenden Theil bereit, eine gründliche Aenderung der bestehenden Zustände in Staat und Gesellschaft um jeden Preis, sei's durch Güte oder Gewalt, herbeizuführen.“

In derselben Artikelreihe heisst es ferner⁶⁾:

„Was aber das arbeitende Volk bezw. dessen für uns zunächst am meisten in Betracht kommende Schichten anlangt, so hat es in der That und sehr begreiflicher Weise für die einzelnen ihm naheliegenden, unmittelbar greifbaren Verbesserungen seines Loses: Beschränkung der Arbeitszeit, Erhöhung des Lohnes, Schutz vor allzuoffenbarer und unverschämter Ausbeutung, Beseitigung der ärgsten Gefahren des Arbeitsbetriebes, Entschädigung bei Verunglückungen, Versorgung in Krankheitsfällen sowie für das Alter u. dgl. — weit mehr Sinn und Verständniß, als für einen seinen ganzen bisherigen Ueberlieferungen direkt widersprechenden Umsturzkampf, dessen Ausgang ihm keineswegs sicher scheint, und dessen Folgen für die Verbesserung seines Schicksals ihm nichts weniger als klar sind.“

⁵⁾ No 44. ⁶⁾ No. 52.

Die Partei hat den hier angegebenen Weg praktischer Reformen betreten, ohne dabei zu vergessen, dass ihr Endziel, die Umgestaltung der Grundlagen der Gesellschaft, eine Revolution sein wird, auch wenn kein Tropfen Blut dabei fliesst, und ohne je zu verleugnen, dass gegen unerträgliche Bedrückung, gegen Ungerechtigkeit und Gewalt das Volk nicht nur das Recht, nein, die sittliche Pflicht haben würde, seinerseits die ultima ratio der Waffe anzurufen. Aber nicht um dieses höchste sittliche Recht, das auch Bernstein hervorhebt, handelt es sich hier, sondern um die Frage, was wir in der Gegenwart zu thun haben.

Ich könnte hier darauf hinweisen, dass eine demokratische Partei sich selbst untreu werden, sich um einen erheblichen Theil der moralischen Kräfte bringen würde, auf denen ihr Bestand beruht, wollte sie durch eine gewaltsame Minoritätstyrannei der grossen Menge des Volkes eine — sei es auch noch so rationelle — neue Gesellschaftsform aufzwingen. Aber das würde vielleicht als „Moralsimpelei“ und „Philisterei“ verschrieen werden, und deshalb werde ich eher mit dem Folgenden überzeugend wirken können:

Auch der begeistertste Anhänger einer revolutionären Richtung wird zugeben, dass die Revolution nur Mittel zum Zweck sein soll, und dass wir nur eine siegreiche Revolution brauchen könnten.

Als unsere ersten Vorkämpfer die sozialdemokratische Bewegung ins Leben riefen, haben sie auf eine nahe Revolution gehofft, die die herrschenden Gewalten stürzen würde. Marx und Engels sind sehr bald von diesem Glauben zurückgekommen. In der Einleitung zu den Klassenkämpfen in Frankreich hat Engels schliesslich ausdrücklich erklärt, dass man einer revolutionären Taktik in diesem Sinne entsagen könne und müsse, nicht etwa aus sentimentalischen Bedenken gegen das Recht auf Revolution, sondern aus rein praktischen Erwägungen.

Die militärisch technischen Gründe, die Engels an der angeführten Stelle auseinandersetzt, sind allein schon ausschlaggebend. Dank der heutigen Bewaffnung würde es den Herrschenden möglich sein, mit der Bevölkerung auch nur einiger wenigen rückständigen Landstriche die ganzen intelligenten Theile des Landes zu unterdrücken, selbst wenn alle Uebrigen auf unserer Seite stünden. Wir müssen uns aber eingestehen, dass das industrielle Proletariat immer noch, und vermuthlich noch für lange Zeit, in der Minderzahl ist. Die Berechnungen von einer viele Millionen umfassenden schlagfertigen Armee der Revolution sind Hirngespinnste.

Man lasse sich in solchen Revolutionsphantasieen auch nicht durch die Erwägung bestärken, dass vielleicht unsere Gegner früher oder später unserer gesetzlichen Agitation nichts anderes mehr entgegenzustellen wissen würden, als gewaltsamen Rechtsbruch und Entfesselung des Bürgerkrieges. Unmöglich ist das natürlich nicht, manche unserer Gegner drohen ja offen damit. Aber wir dürfen eine solche Entwicklung nicht nur nicht wünschen, wir müssen sie vorläufig um jeden Preis zu verhindern suchen. Können wir vom Kampfe der Gewalt keinen Sieg erwarten, wenn wir ihn selbst beginnen würden, so noch viel weniger, wenn die Feinde sich den ihnen geeigneten Zeitpunkt zum Angriff aussuchen sollten.

Ob später einmal das Proletariat stärker dasteht, und ob es dann unter günstigen Umständen einem Angriff seiner Feinde gewachsen sein würde, brauchen wir heute noch nicht zu erörtern.

Obleich die Partei unzählige Male die Unterstellung, als wollten wir die heutigen Verhältnisse in Deutschland gewaltsam umstürzen, abgelehnt hat, ist diese Auseinandersetzung doch nicht unnöthig; vergegenwärtigen wir uns, dass erst vor Kurzem ein Parteiblatt unseren Genossen das Vorgehen der belgischen Sozialdemokratie gegen den Wahltrechtungsversuch als nachahmenswerthes Beispiel hingestellt hat. Dass die Belgier für ihre Verhältnisse das Richtige getroffen haben, will ich gern glauben, in Deutschland aber würde im gleichen Falle ein ähnliches Vorgehen das von den Konservativen längst ersehnte Signal zur Massenabschlachtung von Sozialdemokraten sein. Es ist ganz charakteristisch, dass diese Anpreisung von etwas, das für unsere Verhältnisse absolut nicht passt, von theoretisirenden Literaten ausgeht, während die sächsischen Arbeiter, praktisch wie sie sind, 1896 nicht daran gedacht haben, solche Dummheiten zum Gaudium unserer Feinde zu machen.

Ich kann mir wohl denken, dass es Manchem schwer geworden ist, sein Herz von dem Phantasiebilde eines grossartigen Krieges, in dem die flatternde Fahne der Revolution von Sieg zu Sieg eilen würde, loszureissen. Namentlich älteren Genossen, die noch im Glauben an diese Lösungsart ihre ersten politischen Eindrücke empfangen haben mögen, würde ich es garnicht verübeln, wenn sie in Worten oder Gedanken doch gelegentlich wieder einmal mit dem Bilde der Revolution spielten. Viel schöner ist es sicherlich, auf der Barrikade zu fechten und, wenn nöthig, zu sterben, als einen ermüdenden Kleinkampf um winzige Fortschritte zu führen und sich sein ganzes Leben lang mit Willkür, Rechtsverdrehung und Heuchelei der herrschenden Klassen herum zu ärgern. Aber es hilft nichts, für absehbare Zeit ist an eine siegreiche Revolution nicht zu denken, und eine unterliegende können wir nicht wünschen.

Deshalb bleibt uns garnichts übrig, als eine planmässige bedachte Politik der Organisation und der Reform, wie sie das Erfurter Programm aufstellt. Erhöhung der politischen und wirthschaftlichen Macht der Arbeiterschaft, Reformen zur Besserung und Sicherung der Lebenshaltung des Volks in wirthschaftlicher und geistiger Beziehung bezeichnen die allgemeine Richtung dieser nächsten Politik, während die mannigfaltigen Einzelaufgaben auch durch das beste Programm nicht ein für allemal bestimmt werden können. Das grosse Endziel einer sozialistischen Gesellschaft als des unumgänglichen Mittels zur höchsten Erhebung der Menschheit wird uns davor schützen, über der Tagesarbeit in kleinliche Selbstgenügsamkeit zu verfallen.

Keiner, auch Bernstein nicht, hat je behauptet, dass wir durch die Sozialreformen im heutigen Staatswesen Alles erreichen würden, was uns als Ziel vorschwebt, aber wir wissen, dass wir zur Zeit jedenfalls nichts Anderes thun können, und dass wir garnichts erreichen würden, wenn wir jetzt nicht die Grundsteine legen wollten, auf denen wir später weiterbauen müssen.

Wie weit wir freilich diese Politik werden verfolgen können, das hängt natürlich nicht von uns allein ab, sondern namentlich auch von der Haltung der anderen Gesellschaftsklassen, und es ist schon möglich, dass dem deutschen Volke statt praktischer Reformarbeit eine Reihe wüster Kämpfe bevorsteht, die ohne zum Siege der sozialistischen Ideen führen zu können, beide Klassen nutzlos aufreiben. Das würde vermuthlich das Ende der geistigen Kraft und der politischen Selbständigkeit unserer Nation bedeuten, aber deswegen wäre eine solche Entwicklung doch nicht unmöglich. Das Scharfmachertum sucht es ja planmässig dahin zu treiben.

Unter diesen Umständen kann ich leider den Optimismus nicht theilen, mit dem Bernstein eine friedliche Entwicklung zur Demokratisirung und Sozialisirung der Gesellschaft als sicher voraussagt. Er geht dabei zum Theil von der Hoffnung auf ein Wiedererwachen des demokratischen Bewusstseins in den bürgerlichen Kreisen aus. Ganz gewiss ist es eine, auch nicht durch die Bedürfnisse der täglichen Polemik entschuld bare Uebertreibung, wenn man die Bürgerlichen ausnahmslos als Feiglinge oder Heuchler darstellt. Ich weiss ganz gut, dass bei den unterrichtetsten und muthigsten Persönlichkeiten des deutschen Bürgerthums in den letzten Jahren manches Vorurtheil gefallen ist, das auch diese Kreise früher der Sozialdemokratie gegenüber hatten, dass angesichts der Misserwirtschaft der Bureaukratie und des zunehmenden Byzantinismus viele Männer sich auf die Gedanken der Demokratie zu besinnen anfangen. Aber was Otto Lang neulich vom schweizerischen Standpunkte aus Bernstein entgegen gehalten hat, das gilt ganz genau so für Deutschland: mag die Zahl dieser Männer im Zunehmen sein, ihr Einfluss wächst nicht. Ich habe schon wiederholt meine Ueberzeugung ausgesprochen, dass es unsere Pflicht ist, alle demokratischen Regungen im Bürgerthum kräftigst zu unterstützen, und dass uns die Noth des Kampfes gegen die Reaktion gebietet, unter Umständen und für gewisse Aufgaben selbst die schwächeren Kreise der bürgerlichen Parteien heran zu ziehen. Aber wir dürfen keinesfalls die Aussichten einer solchen Politik überschätzen, wir dürfen nicht vergessen, dass die Führer der liberalen Parteien immer weit mehr links stehen, als ihre Anhänger. Würde es einmal zu einem energischen Zusammengehen der Sozialdemokratie mit den Liberalen, sei es zur Erringung sozialer Reformen, sei es für politische Freiheiten kommen, so würde das vermuthlich einen weiteren Abfall gewisser Kreise vom Liberalismus und ihre ausgesprochene Zuwendung zur Reaktion zur Folge haben. Das wäre kein Unglück, aber wir dürfen es uns und Anderen auch nicht verhehlen.

Bernstein meint nun, dass wir an dieser Haltung des Bürgerthums Manches ändern könnten durch eine Milderung des Tons unserer Polemik. Ich persönlich bin wahrlich kein Liebhaber starker Worte, und renommistische Zukunftsdrohungen sind mir direkt zuwider, aber ich glaube doch, dass Bernstein sich irrt, wenn er Das, was er unsere „Fresslegende“ nennt, für die Schwäche des deutschen Liberalismus verantwortlich macht. Der blöde Hass gegen die Sozialdemokratie, die Angst vor jedem Schimmer eines demokratischen Gedankens sind in Deutschland um so ärger geworden, je mehr die Sozialdemokratie die Allüren ihrer Jugendjahre abgestreift hat, bei denen es einen in der That manchmal nicht gewundert hätte, wenn sie den Philister erschreckt hätten. Alles Reden von der Revolution, alle blühende Phrasologie haben nicht halb so einschüchternd auf das Bürgerthum gewirkt, wie die nüchterne ruhige Reformarbeit, an der wir uns betheiligen. Ich habe schon anderwärts hervorgehoben, dass die Entrüstung über die Sozialdemokratie in bürgerlichen Kreisen sich zur Siedehitze gesteigert hat, besonders erst seit der Bäckerverordnung, in der die Kapitalisten, wenn auch in noch so abgeschwächter Form, die reformirende Hand des Sozialismus gefühlt haben.

Bernsteins Forderung, wir sollten uns von der Phrase emanzipiren, enthält Wahrheit, aber nur eine halbe. Recht hat er, soweit es sich um die Phrase in der Wissenschaft handelt. Wenn man in der theoretischen Polemik thut, als hätte man etwas für oder wider einer These bewiesen, indem man sie „radikal“ oder „gemässigt“, „opportunistisch“ oder „revolutionär“, „proletarisch“ oder „bürgerlich“

nennt, so ist das allerdings ein Unfug, dem man garnicht scharf genug entgegen treten kann. Bei ernstern wissenschaftlichen Prüfungen sind solche Schlagworte immer vom Uebel. Anders in der praktischen Politik, namentlich in der Propaganda. Wenn Bernstein sich gerade hier gegen die Benutzung der Phrase wendet, so zeigt es sich doch, dass er seit langen Jahren wesentlich Theoretiker ist und dem praktischen Leben fern steht. Die Praxis bedarf prägnanter Schlagworte, mit denen ein für alle Mal ein fester Begriff verbunden ist, und es kommt dabei nicht darauf an, ob diese Begriffsbestimmung vor einer strengen wissenschaftlichen Prüfung bestehen kann, ja, ob nicht in der ganzen Ausbildung und Handhabung eines solchen Begriffs eine gewisse Einseitigkeit und Abstraktion von der Mannigfaltigkeit des Lebens liegt. Ich denke dabei an Schlagworte, wie Bourgeois und Proletarier, Elend und Ausbeutung, Freiheit, Humanität u. dgl.

Ganz besonders gehört aber hierher das Schlagwort revolutionär. Bernstein sagt, wir sollten den Muth haben, uns als das zu bezeichnen, was wir wirklich seien, als eine „Reformpartei“!

Was wir sind, das wissen wir, und das wird freilich durch den Namen nicht anders, aber Name ist doch nicht blos Schall und Rauch. Bei der Wahl eines Namens ist man genöthigt, mit den Begriffen zu rechnen, die gewohnheitsmässig mit einem Worte verbunden werden. So viel Werth wir auf die Erringung praktischer Reformen legen, was man heut zu Tage eine Reformpartei nennt, das sind wir nicht. Es ist nun einmal nicht zu leugnen, dass unter dem Namen Reform alle die kleinen und zum Theil kleinlichen Mittelchen herlaufen, die an der gegenwärtigen Gesellschaft alles das bestehen lassen wollen, was ihre Leiden naturgemäss erzeugt, die herumkuriren an Symptomen, aber eine heilige Scheu davor haben, die Hand an die Wurzel des Uebels zu legen, die zu befangen in Vorurtheilen oder zu muthlos sind, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, die vor jedem kräftigen Wort erschrecken und die Verschleierung und Vertuschung fördern. Durch die preussisch-deutsche sich offiziell so nennende Sozialreform, die einen wirksamen Arbeiterschutz für unausführbar erklärt aus Mangel an Schutzleuten, die bei jedem Schritt vorwärts tausend Verbeugungen vor Herrn von Stumm macht, und die schliesslich in das Zuchthausgesetz ausmündet, ist der Name Reform für abschbare Zeit unrettbar diskreditirt worden. Den Ehrennamen revolutionär legen dagegen nicht blos wir, sondern auch die Anhänger des Bestehenden allen Bestrebungen bei, die kraftvoll und unerschrocken an den Uebeln unserer Gesellschaftsordnung Kritik üben, und den starken Willen haben, sie zu beseitigen. Es ist ganz gleichgiltig, ob dieser Sinn, der mit den Worten reformerisch und revolutionär verbunden wird, in der Sprache einen tieferen Grund hat, ob er nicht vielleicht sogar eine Ungerechtigkeit gegen einige wenige Männer enthält, die sich Sozialreformer nennen, und die doch bereit sind, mit Energie und gutem Willen an der Befreiung und Erhebung des Volkes mitzuwirken. Der Sprachgebrauch ist einmal da, und eine Partei der Praxis hat ihn zu respektiren. Es könnte nur irreführen, wenn wir aus theoretischen Gründen eine Abänderung unseres Namens vornehmen wollten. An solchen Bezeichnungen, die uns von einer Vergangenheit überliefert sind, deren sich die Partei wahrlich nicht zu schämen hat, hängt das Herz der Genossen, wie das des Soldaten an seiner Fahne, und mit Recht verlangen sie, dass, wer sich zu ihrem Heere zählen wolle, auch das Feldzeichen ehre und sich zu ihm bekenne.

Wir, d. h. die überwiegende Masse der deutschen Sozialdemokraten, wagen zu scheitern, was wir sind, nämlich eine Partei der praktischen Reformen mit einem auf Umgestaltung der Grundlagen der Gesellschaft gerichteten, also revolutionären Ideal und Endziel. Wer uns kennen will, der hat genug Gelegenheit dazu.

Deshalb geben uns auch die ganzen Ausführungen Bernsteins, so interessant und lehrreich sie vielfach sind, meiner Ansicht nach, keine Veranlassung, an der Taktik, die wir im Allgemeinen schon jetzt treiben, etwas zu ändern. Wenn in Zukunft neue praktische Aufgaben uns vor neue taktische Probleme stellen sollten, so werden wir auch deren Lösung zu finden wissen. Ein für allemal lässt sich die Taktik nicht im Voraus festlegen.

Um gerecht zu sein, muss ich freilich hervorheben, dass Bernstein, abgesehen von den Aeusserlichkeiten des Tons dem Liberalismus gegenüber und von der besprochenen Namensänderung, uns gar keine Aenderung unserer bisherigen praktischen Haltung anrath, und damit könnte, wie auch immer die Wissenschaft die von ihm angeregten theoretischen Fragen schliesslich entscheiden möge, für den Praktiker die Bernstein-Frage erledigt sein. Ich fürchte nur, dass eine Anzahl seiner heftigsten Gegner damit nicht zufrieden sein wird. Man hat ja auf gewisser Seite entdeckt, Bernsteins Buch wäre der Versuch zu theoretischer Begründung einer schon seit Jahrzehnten in der Partei eingerissenen verderblichen Taktik des Opportunismus, der Versumpfung, der Kleinbürgerci, und wie die schönen Schlagworte alle heissen mögen. Wenn diese Kritiker die heutige Taktik der Partei missbilligen wollen, so sollen natürlich auch sie das Recht der freien Meinungsäusserung haben. Aber sie mögen dann ehrlich sein und anerkennen, dass sie selbst es sind, die zu einer neuen Taktik rathen, und nicht Bernstein, und sie mögen angeben, welche praktische Haltung der Partei den konkreten Tagesfragen gegenüber sie eigentlich verlangen.

Glauben sie die Zeit gekommen, zum Säbel und zur Flinte zu greifen und die heutige Gesellschaftsordnung umzustürzen? Oder wollen sie uns die Mitarbeit an praktischen Reformen verbieten? Sei es, dass sie fürchten, der „revolutionäre“ Sinn könnte dadurch gelähmt und die „proletarische Denkweise“ könnte dadurch geschädigt werden, sei es, weil sie die Zeit der ganzen Vollendung unseres Strebens für so nahe halten, dass jede Theilarbeit eine Zeitvergeudung wäre, — konsequent wäre es entschieden, wenn Die, welche stets bei der Hand sind, Andere wegen „Reformduselei“ und „Versöhnungspolitik“ zu denunziren und über die Verwischung des „revolutionären Charakters der Partei“ Kassandra-rufe auszustossen, mit Allem brächen, was nach Reformen aussieht, und uns Revolutionsthaten sehen liessen. Aber man thäte ihnen wirklich bitter Unrecht, wollte man behaupten, sie beabsichtigten das. Was noch 1890 die Jungen naiv genug sein konnten, zu predigen, das wagt heut auch der konsequenteste Prinzipienreiter nicht mehr vorzubringen. Und war thöricht genug wäre, es zu wollen, der würde es einfach nicht können, wenigstens nicht mit der Aussicht, Anklang zu finden. Ich bin nicht bange, welche Antwort die politisch geschulten deutschen Arbeiter Jedem geben würden, der ihnen eine Putschpolitik anrathen oder ihnen Theorien und Schlagworten zuliebe verbieten wollte, an der Besserung ihrer Lebenslage auch auf dem Boden der heutigen Gesellschaft zu arbeiten. Die Rufer im Streite gegen die eingerissene „Versumpfung“ erklären denn auch mit aller Entschiedenheit, dass sie weder die Masse zur

gewaltsamen Revolution aufrufen, noch den Boden der praktischen Reformpolitik verlassen wollen. Ja, was wollen sie dann eigentlich? — Wodurch unterscheidet sich ihre Taktik von der heutigen, mit der sie „gründlich abrechnen“ wollen? — Handelt es sich um die Bethheiligung an der preussischen Landtagswahl? — Bekanntlich herrscht über diese Frage in ihren eigenen Reihen so wenig Einigkeit, dass Etliche die Wahlbetheiligung für ganz besonders revolutionär halten, während Andere in ihr den Gipfel der Verkommenheit sehen. Oder kommt das bayrische Kompromiss in Frage? — Merkwürdig, der Lärm war da, ehe ein Mensch etwas von dieser Schandthat ahnte, und zudem wird sie von einem der unzweifelhaftesten Inhaber revolutionärer Unbeflecktheit verteidigt. — Was bleibt also schliesslich übrig? — Wie mir scheint, nichts als ein Auftischen der — wie nannte es doch Schoenlank? — der geschwellenen Kraftphrase, die allerdings in den letzten Jahren viel von ihrer Schmachhaftigkeit und Beliebtheit eingebüsst hatte. Nun, sollte es wirklich gelingen, dies abgestandene Gericht wieder aufzuwärmen, so würde der Haupterfolg sein, dass mancher wackere aber unbedachte Genosse ins Gefängnis geliefert würde, und dass der Partei wieder Opfer auferlegt würden, die wahrlich nicht hinreichend dadurch gerechtfertigt werden, dass manche Leute einen perversen Genuss darin finden, ihren Thatendrang in Worten zu befriedigen. Im Ernst ist mir weder um die Einigkeit der Partei, noch um die Beibehaltung der bisherigen Aktionsweise bange. Theoretische Diskussionen haben die Eigenheit, dass Jeder am Anderen vorbeireden, Jeder widerlegen kann, was der Gegner nicht behauptet hatte, wovon er aber sich einredet, der Andere hätte es gesagt. So behält am Ende Jeder Recht, und die theoretischen Ringer drehen sich mit einander im Kreise herum, bis den Zuschauern der Streit langweilig wird. Bei praktischen Problemen aber, wo Jeder vor der bestimmten Frage steht: Thust du Dies oder Jenes? sind gewöhnlich bald Klarheit und Einigkeit geschaffen. Die beste Lehrmeisterin unserer Taktik wird zu allen Zeiten nicht die Theorie unserer Partei, sondern die Praxis unserer Feinde sein.

Diese hat uns aber zur Zeit mit der Zuchthausvorlage vor eine Aufgabe gestellt, die dünkte ich, wichtiger ist, als alle Streitereien über wissenschaftliche und taktische „Prinzipien“. Wir sind eine Armee vor einer entscheidenden Schlacht, rings von Feinden umgeben, und wir wissen alle, dass wir zunächst nur eine Aufgabe haben, uns in dem bevorstehenden Kampfe nicht schlagen zu lassen. In dieser Lage sollen wir uns zanken, wer von uns seine Knöpfe am blanksten geputzt hat? —

Nachträgliche Bemerkungen zur Bernstein-Diskussion.

Von

Conrad Schmidt.

(Berlin.)

Das ganz Eigenartige des Kommunistischen Manifestes, mit welchem die moderne sozialistische Arbeiterbewegung einsetzt, ist dieses, dass hier der kühne Versuch gemacht wird, von unten her, auf Grundlage der gegebenen Oekonomie selbst, eine allgemeine Theorie der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung und der Ziele der Arbeiterbewegung zu entwerfen. Die materialistische Geschichtsauffassung, wie sie Marx in grossen Zügen zeichnet, soll nicht nur die Gesichtspunkte erschliessen, um den allgemeinen Gang der gesellschaftlichen Bewegung bis zur Gegenwart im Grundriss zu verstehen, sondern, „gestützt auf die

Analyse des Vergangenen, sucht sie auch die Bahn der künftigen Entwicklung zu enthüllen. Der Sozialismus wird auf die breite Basis einer ins Innere dringenden Evolutionslehre gestellt. Der Standpunkt selbst ist mehr und mehr zum gemeinsamen Eigenthum der modernen Arbeiterbewegung geworden und hat ihr das entschieden realistische Gepräge aufgedrückt. Mit diesem Standpunkt selbst aber ist bereits die Forderung gestellt, dass die Theorien, welche auf einer gegebenen Entwicklungsstufe über den Kampf der Arbeiterklasse gebildet wurden, mit der wirklichen Entwicklung, wie sie seither sich gestaltet und neue Erscheinungen gezeitigt hat, verglichen, dass die Theorie, um nicht zum Dogma zu erstarren, fortdauernd an der Erfahrung kontrollirt und durch sie berichtigt wird. Nicht in festen Sätzen, die für alle Zeit Gültigkeit beanspruchen, sondern in diesem kritischen Verhalten, in der Zurückbeziehung der gesellschaftlichen Erscheinungen auf den wechselnden ökonomischen Hintergrund, in dem Streben, aus dieser Zurückbeziehung neue Einsicht zu schöpfen, besteht das Wesen der materialistischen Geschichtsauffassung. Der Sozialismus, wenn er das theoretische Moment seiner Herkunft nicht verleugnen will, muss kritischer, seine überkommenen Doktrinen stetig prüfender Sozialismus sein. Das ist der Gesichtspunkt, von dem auch Bernsteins Schrift in den Reihen der Partei mit Recht begrüsst ist.

Ohne auf die bereits vielfach erörterten Einzelfragen einzugehen, sollte hier nur an einige allgemeine Gesichtspunkte erinnert werden, die in der Debatte über jene Schrift vielleicht nicht überall zu klarer Geltung gekommen sind. Eine Orientirung über die Kontroverse würde sich am einfachsten gewinnen lassen, wenn man prinzipiell auf den Begriff der Produktionsform, einen der fruchtbarsten Grundbegriffe der materialistischen Geschichtsauffassung, zurückgreift, und von hier aus die Grenzen, welche einer konkret bestimmten Theorie der gesellschaftlichen Entwicklung von vornherein gezogen sind, sich vergegenwärtigt. Die Oekonomieen, auch der gleichstehenden Völker, sind in ihrer konkreten Ausgestaltung stets von einander unterschieden und in allen Einzelheiten fortlaufender Veränderung unterworfen. Sie nach ihrer Produktionsform betrachten, heisst, das den gleichstehenden konkreten Oekonomieen Gemeinsame, also die charakteristischen allgemeinen Verhältnisse des Füreinanderarbeitens, welche die Grundlage der konkreten Oekonomie bilden, und den Zusammenhang dieser Verhältnisse mit dem Charakter der Technik untersuchen. Nur indem man von dem verwirrend mannigfaltigen Detail der konkreten Oekonomie zu dem Begriff der in ihr verkörperten allgemeinen Produktionsform aufsteigt, wird dies Détail in seinem inneren Zusammenhang verständlich, während es andererseits natürlich aus dem blossen Charakter der Produktionsform nicht ableitbar ist und bei gleicher Form stark von einander abweichende Züge tragen kann. In diesem Sinne spricht Marx von einer kapitalistischen Produktionsform oder Produktionsweise und untersucht die Gesetze derselben im Kapital. Das Füreinanderarbeiten der unmittelbaren Produzenten wird, dies gilt ihm als das Spezifische dieser Produktionsweise, durch den Austausch der Produkte vermittelt. Aber diese unmittelbaren Produzenten sind selbst nicht im Besitze der Mittel, Waaren zu erzeugen. Das Füreinanderarbeiten wird durch die Zwischenkunft des Geldbesitzers, der die Arbeitskraft auf dem Marke kauft und das fertige Produkt mit einem Aufschlag auf die Produktionskosten losschlägt, vermittelt. Der Aufschlag auf die Produktionskosten, durch den der Geldbesitzer sein Geld als Kapital verwerthet, ist sozusagen die Steuer, die von der unmittelbaren materiellen Arbeit selbst erhoben wird. Die Theorien, welche Marx im Kommunistischen Manifest und sonst über die künftige Entwicklung aufgestellt hat, betrachten die ökonomischen Erscheinungen der Gegenwart in ihrer Beziehung auf diese allgemeine kapitalistische Produktionsform, die als solche allen modernen Kulturstaaten gemeinsam ist. Die Tendenzen, die Marx entwickelt, sind gedacht als Tendenzen, die aus diesem allgemeinen Wesen, der gemeinsamen Form der modernen Produktion selbst folgen.

Aber es ist von vornherein klar, dass die ökonomische Analyse bei solcher Deduktion auf ein enges Gebiet beschränkt ist. Nothwendig ist es ihr versagt, den Umkreis der Möglichkeiten, den die Entwicklung der konkreten Oekonomieen einschliesst, durch eine Zergliederung der allgemeinen Produktionsform zu erschöpfen. Das Stärkeverhältniss der gegen einander wirkenden Tendenzen kann sich in der konkreten Entwicklung und durch diese, ohne dass darum die allgemeine Produktionsform selbst geändert würde, in unübersehbarer Weise verschieben. Vor Allem aber auch da, wo die Theorie wirklich nothwendige Tendenzen aus dem Wesen der Produktionsform selbst abzuleiten vermag, wie z. B. die Tendenz der kapitalistischen Konkurrenz zur Konzentration der Kapitale und zur Zerreibung des Kleinbetriebes, kann sie über das Maassverhältniss, über die Energie, mit welcher dieser Zug auf den verschiedenen Gebieten der konkreten Volkswirtschaft sich durchsetzen werde, nichts ausmachen. So vermag sie auch in der Werththeorie, welche die Beziehung der Preise auf die in den Produkten verkörperte Arbeitszeit (und damit die näher bestimmte Art, nach der durch die Gesetze der Preisbildung das Füreinanderarbeiten und die Ausbeutung im Kapitalismus vermittelt wird) untersucht, nur einen allgemeinen Schattenriss der Wirklichkeit zu geben. Die konkreten Machtverhältnisse, durch welche im Einzelnen z. B. die Bewegung der Löhne bestimmt wird, das Maass, in welchem gewerkschaftliche Organisation etwa den Preis der Arbeit über den „Werth der Arbeitskraft“ hinaus zu treiben vermag, entzieht sich der Berechnung. Und ähnlich liegen die Dinge in dem Punkt, der in der Bernstein-Diskussion wohl das lebendigste Interesse erregt hat, in der Krisen- und Katastrophen-Theorie. Mit dem Wesen der Produktionsform ist nur die Möglichkeit und die Tendenz zur Absatzstockung gegeben, aber kein Anhaltspunkt für das Maass, in welchem diese Tendenz sich durchzusetzen vermag.

In dem Kommunistischen Manifest erscheinen die Krisen nicht nur als Resultat einer unregelmässigen Konkurrenz, sondern als Anzeichen dafür, dass die Produktivkräfte über den Rahmen der kapitalistischen Produktionsform bereits hinaus gewachsen sind, gegen dieselbe revoltiren, sie sprengen müssen. Es ist dieser „Widerspruch“ der Produktivkräfte gegen die Gesellschaftsordnung, in deren Rahmen sie entstanden, auf den die Voraussage des baldigen Zusammenbruchs und einer baldigen radikal-sozialistischen Umgestaltung der Gesellschaft sich in erster Reihe stützt. Und diese Anschauung ist als allgemeine in den Begriff der materialistischen Geschichtsauffassung übergegangen. Die Thatsache, dass die Entwicklung der produktiven Technik sich in einer Stufenfolge verschiedener Produktions- und Rechtsordnungen, von der primitiven Naturalwirtschaft aufwärts, vollzogen hat und sich auch offenbar nur so vollziehen konnte, erfuhr die Deutung, dass die Abfolge dieser gesellschaftlichen Ordnungen in letzter Instanz regelmässig das Erzeugniss der anwachsenden und die Engigkeit der bestehenden Verhältnisse durchbrechenden Produktivkräfte sei. Die Deutung scheint zu eng. Was die kapitalistische Produktionsordnung anlangt, so hat jedenfalls die Entwicklung bisher jener Auffassung nicht Recht gegeben. Das Maass der Krisen ist in keiner Weise proportional dem Anwachsen der Produktivkräfte gestiegen. Ganz wohl erscheint auch heute noch der Kapitalismus im Stande, die unglaublich gewachsenen Machtmittel der Technik in seiner Gesellschaftsordnung zu beherbergen, und theoretisch ist nur die blosse Möglichkeit, in keiner Weise aber die Nothwendigkeit einzusehen, dass eine weitere Entwicklung der produktiven Kräfte jenen „Widerspruch“ realisiren und in gewaltigen Krisen und Katastrophen über der Gesellschaft sich entladen müsste.

Mit gutem Rechte wird von Bernstein gerade diese Seite in Marx' kapitalistischer Entwicklungstheorie in Zweifel gezogen und mit der thatsächlichen Bewegung, wie sie bisher verlaufen, kontrastirt. Je nachdem die Frage so oder so entschieden „wird, nimmt der Begriff des Sozialismus selbst eine verschiedene Färbung an. —

Jeder klare Begriff des Sozialismus muss von einer Zergliederung der kapitalistischen Produktionsweise ausgehen, wie sie Marx gefasst hat. Nur im Gegensatz zu dieser Produktionsweise lässt sich die Besonderheit einer sozialistischen Wirthschaft erfassen, ganz ebenso, wie etwa die kapitalistische Produktion nur durch Zurückgehen auf die einfache Waarenproduktion, und diese wiederum nur durch weiteres Zurückgehen auf die Naturalwirthschaft begriffen werden kann. Technisch betrachtet, erscheint durch Ausbildung der Kooperation und des Maschinenwesens die kapitalistische Produktion als höchste jemals erreichte Entwicklungsstufe. Dass diese Seite ihres gesellschaftlich-technischen Charakters nicht beseitigt, sondern nur noch höher entwickelt werden kann und muss, ist selbstverständlich. Aber dieses allseitige Füreinanderarbeiten bei höchst entwickelter Kooperation in den verschiedenen Fabriken wird vermittelt (das war das wesentliche von Marx erfasste Merkmal) durch den Geldbesitzer, den Herrn der Produktionsmittel und Arbeitskräfte, der als Aneigner des Mehrwerths jede produktive Arbeit sich und weiterhin den anderen Kapitalistengruppen dienstbar macht. Die wirkliche Arbeiterbewegung ist charakterisirt durch den Kampf gegen die Ausbeutung dieses Vermittlers. Das ist der Sozialismus, der den Arbeitern in Fleisch und Blut übergegangen ist und der den gemeinsamen Kern ihrer Bestrebungen bildet. In dem politischen Kampfe um Koalitionsfreiheit, um die Verkürzung des Arbeitstages, um Arbeiterschutz; in der gewerkschaftlichen Bewegung, welche die koalirte Macht der Arbeiter der despotischen Macht des Arbeitgebers bei der Lohnbestimmung und innerhalb der Fabrik entgegensetzt; endlich in den Konsumgenossenschaften, die nicht nur den Handelskapitalisten, sondern, zu selbständiger Produktion fortschreitend, auch den industriellen Unternehmer auf ihrem Gebiet verdrängen, kommt das zum Ausdruck. Ueberall geht die gesellschaftliche Aktion der Arbeiter darauf aus, die Freiheit und Macht des kapitalistischen Vermittlers einzuschränken. Wenn für den Kapitalisten die Arbeiter nur Hände sind, die er beschäftigt, um aus ihnen Mehrwerth zu schlagen, so zielt die Tendenz der Arbeiterbewegung im Gegentheil dahin, ihn zu einem blossen Funktionär des Füreinanderarbeitens herabzusetzen, die Möglichkeit der Mehrwerthaneignung ihm nach Kräften einzuschränken. Die weitere Tendenz ginge dann dahin, den Vermittler selbst, soweit es die Bedingungen erlauben, auszuschalten und an seine Stelle öffentliche Korporationen: Genossenschaften, Kommunen, den Staat zu setzen.

Aber diese ganze Bewegung wendet sich nicht gegen die Waarenproduktion selbst, nicht gegen die Vermittelung des gesellschaftlichen Füreinanderarbeitens durch Kauf und Verkauf; sie hebt im Prinzip weder die selbständige Stellung der einzelnen Unternehmungen auf dem Marke noch das Lohnverhältniss auf. Auch die staatlichen, die kommunalen und die von den Konsumgenossenschaften geleiteten Betriebe würden, ganz ebenso, wie die noch nicht von der Bewegung erfassten Privatbetriebe, die Arbeitskraft auf dem Marke kaufen müssen. Auch wären jene öffentlichen Betriebe, wiewohl das privatkapitalistische Profitinteresse bei ihnen fortfällt, im Allgemeinen natürlich gezwungen, auf Ueberschüsse hinzuwirken, sofern sie aus der eigenen Produktion die Mittel zu einer fortdauernden Vergrößerung des Betriebsumfanges und zur ausreichenden Dotirung des Reservefonds ziehen wollen. Diese Nothwendigkeit, Ueberschüsse und, wenn nicht das, so wenigstens die Produktionskosten heraus zu wirtschaften, schliesst aber zugleich die weitere Nothwendigkeit in sich, entsprechend der Marktlage Arbeitskräfte anziehen und abtossen zu können. Ein „Recht auf Arbeit“ würden auch solche Betriebe, die in erster Reihe sich selbst zu erhalten haben, nicht statuiren können. Die Einschränkung und theilweise Aufhebung des kapitalistischen Ausbeutungscharakters der Waarenproduktion liesse die allgemeinen Verhältnisse der Waarenproduktionsform vorerst noch fortbestehen. Die „Sozialisirung“ der Gesellschaft, wie sie sich von diesem Standpunkt der Betrachtung aus darstellt, wäre Sozialisirung innerhalb

des allgemeinen Rahmens der bestehenden Produktionsform. In diesem Rahmen würde durch gewerkschaftliche, genossenschaftliche und politische Aktion die Produktion in steigendem Maasse zur Produktion für die arbeitenden Klassen der Gesellschaft umgestaltet, die Arbeitskraft der Arbeiter in steigendem Maasse ihnen selbst nutzbar gemacht werden. Dies Ziel der „Sozialisierung“, das mit dem Ziel fortschreitender Einschränkung und Aufhebung der privaten Kapitale identisch ist, wächst in der That aus der Klassenlage der Arbeiter innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise mit Nothwendigkeit hervor und drückt nur das Gemeinsame, was all' die einzelnen Aktionen der Arbeiterschaft verbindet, aus. Die Proletarisierung, die Zerreibung der Kleinbetriebe, die Konzentration der Kapitale mag schneller oder langsamer vor sich gehen, dadurch kann diese allgemeine Richtung der Arbeiterbewegung selbst nicht affizirt werden. Jedes utopistische Moment ist hierbei völlig ausgelöscht. Nur mit dem Maass von Energie, Disziplin und Bildungsfähigkeit, das die Arbeiterklasse in ihrem Kampfe Jahrzehnte hindurch bereits bewiesen hat, rechnet diese Auffassung. Keine Frage, dass mit diesen Mitteln auf dem Weg nach jenem Ziele immer weitere Erfolge, deren jeder andere nach sich ziehen muss, zu erreichen sind!

Freilich dies Ziel, weil es ohne alle beispiellose Leistungen in dem geschichtlichen Entwicklungsgange durchaus realisirbar erscheint, bleibt eben darum hinter der umfassenden Idee des Sozialismus weit zurück. Eine Einschränkung und theilweise Aufhebung der kapitalistischen Ausbeutung ist noch nicht Aufhebung der Ausbeutung schlechthin, ist noch nicht Aufhebung der Klassenunterschiede selbst. Und mit der Form der Waarenproduktion bleibt jener Antagonismus der Interessen, jenes ewige Schwanken zwischen Angebot und Nachfrage, jenes Beherrschtwerden des Menschen durch die planlos von der Konkurrenz geschaffenen Verhältnisse, bleiben die Bedingungen der Ueberproduktion, der Arbeitslosigkeit, bleibt die Möglichkeit sinnloser Arbeitsverschwendung im Kleinbetrieb und im Handel dem Prinzip nach (wenn auch dem Umfang nach vielleicht sehr gemindert) bestehen. Denn in der allgemeinen Form der Waarenproduktion sind diese irrationalen Erscheinungen begründet. Die Idee des Sozialismus ist daher die Idee einer prinzipiellen Aufhebung der Waarenproduktionsform selbst, die Idee einer vom Standpunkt der Gesellschaft durch und durch rationalen Wirthschaft. Sie will die Vollkommenheiten, welche die begrenzte, einfache, aber dabei planmässig regulirte Naturalwirthschaft aufweist, mit den auf höchstentwickelter Arbeitstheilung und Kooperation basirten Vollkommenheiten einer modernen gesellschaftlichen Produktion verbinden. Die Arbeitstheilung, Kooperation und Technik, die sich in den Formen eines durch Kauf und Verkauf vermittelten Füreinanderarbeitens herausgebildet hat, soll nicht nur von den kapitalistischen Schranken, sie soll überhaupt von all' den Schranken, dem Irrationalen, Anarchischen, den Reibungen, die dieser Form an sich anhaften, befreit werden. Ohne die Dazwischenkunft der zufälligen, und unabhängig vom Willen der Menschen stetig wechselnden Marktverhältnisse soll die Gesellschaft planmässig, nach selbstgesetzten Normen, die Produktion und die Vertheilung regeln. Erst bei solcher Ordnung, die alle Arbeitsverschwendung ausschliesst, würde die Menschheit in den vollen Genuss der Früchte, welche die technische Entwicklung ihr ermöglicht, wirklich eintreten.

So aufgefasst, proklamirt der Sozialismus ein gewaltiges Ideal, aber ein Ideal, dessen Realisirmöglichkeit sich aus den nothwendigen Tendenzen der modernen Arbeiterbewegung noch nicht in klarer Weise ergibt, ein Ideal, welches darum, wenigstens auf der gegenwärtigen Entwicklungsstufe der Bewegung, Sache des Glaubens ist. Die bekannte Erklärung, dass auch über die allgemeinsten Prinzipien, nach denen im „Zukunftsstaat“ das Füreinanderarbeiten ohne Vermittelung des Geldes geregelt werden soll, sich nichts

sagen lasse, dass hierüber die Entwicklung selbst entscheiden müsse, ist, näher zusehen, zugleich die Erklärung, dass über die Möglichkeit eines solchen Zukunftsstaates selbst erst die Entwicklung werde entscheiden können. So klar das, was wir die Tendenz zur Sozialisierung nannten, sich in der Gegenwart bereits als wirksame Macht erkennen lässt, so sehr ist jenes Weitere jedem Auge entrückt. Nicht jener Glaube, der nothwendig subjektiv ist, sondern nur die schon gegenwärtig sich realisirende, dem dringendsten Bedürfniss der Arbeiter entspringende Tendenz ist das eigentlich feste, die Partei zusammenschliessende Band. Gerade den gegnerischen Angriffen gegenüber, welche der Partei Utopieen vorwerfen, ist es von Wichtigkeit, in unserem Bekenntniss die Grenzen zwischen dem, was sicher, und dem, was Sache des Glaubens ist, in klarer Weise abzustecken.

Nur in dem Vormarsch wider die kapitalistische Form der Waarenproduktion können sich ja auch die Institutionen und die Kräfte entwickeln, die es späteren Generationen vielleicht ermöglichen werden, von einer Einschränkung und Aufhebung der kapitalistischen Form zu einer Aufhebung der Waarenproduktion selbst und so zu der Verwirklichung einer gänzlich neuen Produktionsform vorzudringen. Und ferner: Die grossen Mängel, die der Waarenproduktionsform, auch abgesehen von dem kapitalistischen Ausbeutungscharakter, anhaften, sind, gerade vom Standpunkt der materialistischen Geschichtsauffassung betrachtet, noch kein gültiger Beweis, dass diese Form auch bei voll entwickelter politischer Macht der Arbeiterklasse sich von Grund aus beseitigen lassen würde. Es könnte immerhin sein, dass die gewaltige Komplizirtheit der gesellschaftlichen Arbeit, die unter dieser Form Hand in Hand mit der Entwicklung der Produktivkräfte sich herausgebildet hat, dem Versuch, eine planmässige Regelung und zentralistische Organisation der Arbeit im Sinne der sozialistischen Idee durchzuführen, enge Schranken entgegensetzen würde.

Wäre der Vormarsch der Arbeiterschaft gegen den Kapitalismus an die Bedingung geknüpft, dass die Arbeiter nothwendiger Weise gleichzeitig das ungeheure beispiellose Werk einer völligen Produktionsumgestaltung vollbrächten, dann, aber auch nur dann, könnten derartige skeptische Klügelien über die Realisirbarkeit des letzten sozialistischen Ideals irgend welche Gefahr für den Kampfesmuth, dessen die Arbeiter im Ringen gegen den Kapitalismus benöthigen, mit sich führen. Aber jene Voraussetzung ist nur eine willkürliche Fiktion. Indem man sich das vergegenwärtigt, indem man das nähere, sicher erreichbare Ziel von dem, was erst als blosses, unbestimmtes Ideal existirt, klar unterscheidet und in jenem Näheren das eigentliche Fundament der Bewegung erblickt, bleiben die grossen Horizonte nach wie vor der Bewegung gewahrt, aber eben als Horizonte; jeder dogmatische Schein fällt dahin.

Es ist klar, dass diese hier vertretene Auffassungsweise, die mit der in der Partei vorherrschenden zusammenstimmen dürfte, mit der Annahme rechnet, dass die Waarenproduktionsform auf abschbare Zeit hin die Elastizität und Anpassungsfähigkeit, die sie bisher bewiesen, behalten wird, dass sie nicht durch die Macht ihrer „immanenten Widersprüche“ in einer Reihe völlig unentwirrbarer Absatzkrisen und Katastrophen hineingetrieben werde. Solche wirthschaftlichen Katastrophen, in denen das Gefüge des Marktes völlig auseinanderkracht und die Existenzquellen der auf den Waarenabsatz angewiesenen Gesellschaft versiegen, würden den revolutionären Theil der Gesellschaft, die Arbeiterklasse, vor Aufgaben von einer Grösse stellen, an die keine Vorstellung heranlangt. Wie sollte in solchen Zeiten allgemeiner Erschütterung die Herstellung einer gänzlich neuen, die verendende Konkurrenz ablösenden Produktionsform gelingen, einer Produktionsform, von der noch jeder nähere Begriff fehlt? Was Engels in dem Vorwort zu den Klassenkämpfen in Frankreich ausgeführt hat, dass in Sachen der Politik eine ruhig verlaufende Entwicklung der Arbeitersache die besten Chancen zu versprechen scheine, das gilt aller Voraussicht

nach in weitaus höherem Maasse noch von der Oekonomie. Der Boden, auf dem die Arbeiter bauen wollen, darf nicht unter ihnen versinken. Der Glaube an den Sozialismus müsste sich sonst in einen Glauben an die Fähigkeit der Arbeiterklasse, schöpferische Wunder zu thun, verwandeln. Wird die sogenannte Katastrophentheorie in dieser krassen Form gedacht, so verwickelt sie sich offenbar in ganz unlösbare Widersprüche.

Nur mit partiellen Katastrophen, die den Fortbestand und die Weiterentwicklung der Waarenproduktion nicht ernsthaft in Frage stellen, kann überhaupt, wenn nicht jeder Begriff der Entwicklung verloren gehen soll, gerechnet werden. Anders kann auch die Marx'sche Ansicht gar nicht aufgefasst werden.

Noch etwas Endziel und Bewegung.

Ein Brief an Otto Lang.

Von
Eduard Bernstein.
(London.)

Lieber Lang!

Die Redaktion der Sozialistischen Monatshefte hat mich angefragt, ob ich auf Ihren Artikel: Endziel und Bewegung in der schweizerischen Sozialdemokratie etwas an dieser Stelle zu erwidern wünsche. Gerade heraus gesagt, würde ich von der freundlichen Aufforderung kaum Gebrauch gemacht haben, wenn sie mir nicht die Aussicht eröffnete, eine unter nicht erquicklichen Umständen begonnene Polemik in zufriedenstellender Weise zu Ende zu führen. Sie beziehen sich an einer Stelle auf Ihren in der Neuen Zeit gegen mich gerichteten Artikel. Da dieser letztere Artikel bei mir Ansichten voraussetzte, die mir zwar von einigen Gegnern vorgeworfen worden waren, zu denen ich mich selbst aber nirgends bekannt habe, so konnte meine Antwort nicht anders als scharf ablehnend ausfallen und konnte ich Ihnen den Vorwurf nicht ersparen, dass Sie in der Kritik meiner Schrift nicht mit derjenigen Sorgfalt verfahren sind, die ich gerade von Ihnen erwartet hätte und auch wohl erwarten dürfte. Ich habe indess schon in der Neuen Zeit selbst bemerkt, dass es mir durchaus fern lag und liegt, Ihren guten Glauben anzuzweifeln. Mein Vorwurf besagt nur, dass Sie bei genauerer Prüfung meiner eigenen Sätze nicht zu jener Ansicht über mein Buch gelangt wären, der Sie in jenem Artikel Ausdruck geben. Und die sachliche Berechtigung jenes Vorwurfs glaube ich erbracht zu haben. Ich glaube auch ferner einen erheblichen Theil der Einwände entkräftet zu haben, die Sie gegen die wirklich von mir vertretenen Ansichten ins Feld führen. Aber in der Form würde meine Antwort sicher anders ausgefallen sein, wenn mir bei ihrer Abfassung Ihr an dieser Stelle abgedruckter Artikel schon vorgelegen hätte.

Nicht, dass dieser frei von Irrthümern über meine Auffassung wäre, aber er zeigt mir deutlicher, als der erste Artikel, woran es liegt, dass Sie mich mit Thatsachen zu schlagen glauben, die in Wirklichkeit nicht nur nichts gegen meine Ausführungen, sondern sogar sehr viel für dieselben bezeugen.

Zwei Erscheinungen, behaupten Sie, stehen „in schroffem Widerspruch mit den Bernsteinschen Behauptungen“: erstens, dass die Arbeiterschaft der Schweiz sich immer entschiedener auf den Boden des Klassenkampfes stellt, und zweitens, dass der Klassenkampf beständig an Schärfe zunimmt.

Was den ersten Punkt betrifft, so kenne ich keine „Bernsteinsche Behauptung“, die eine Zunahme des Klassenbewusstseins der Arbeiter und dessen Uebersetzung in eine entsprechende wirtschaftliche und politische Stellungnahme in Abrede stellt. Wohl bin ich gewissen Uebertreibungen und Einseitigkeiten in der Darstellung dieser Thatsache entgegengetreten, aber das werden Sie mir zuletzt als Verkennung des wirklichen Sachverhalts vorhalten können, der Sie auf Seite 428 feststellen, dass die Erkenntniss der Klassenlage sich nur allmählich verbreitet und gelegentlich wieder verloren geht. Diese Erklärung sagt fast noch mehr, als der Satz, der mir das Verdikt eintrug: Will die Klassensolidarität der Arbeiter als gering erscheinen lassen! Sehr verdächtig! Von schroffem Widerspruch gegen meine Behauptungen kann ich da nichts entdecken. Im Gegentheil.

Aber „die beständige Zunahme der Schärfe des Klassenkampfes in der Schweiz“?

Auf diese Frage habe ich zunächst die Gegenfrage zu stellen, ob die Thatsache wirklich so feststeht, wie Sie behaupten, oder ob nicht Ihr Artikel unter dem Eindruck von Augenblickserscheinungen geschrieben ist, die wohl für das schweizerische Parteileben eine gewisse Bedeutung haben mögen, aber für das, was ich behaupte, ganz unerheblich sind.

In jedem Lande giebt es in den Parteikämpfen Perioden der Erhitzung und solche der Mässigung. Eine Periode ersterer Art braucht nun noch gar nicht den gleichen Grad der Erhitzung zu erreichen, der in einer ähnlichen früheren Periode erreicht wurde, um gegen die ihr vorhergegangene Periode verhältnissmässiger Ruhe als gewaltige Verschärfung der Gegensätze zu erscheinen. Wie wir uns — glücklicherweise — frühere physische Schmerzen nur schwach vergegenwärtigen können, so verblassen auch die leidenschaftlichen Erregungen früherer Kämpfe in unserem Gedächtniss, namentlich wenn neue Erregungen uns beherrschen. Es ist mir nicht eingefallen, eine Periode inniger, dauernder Verbrüderung von Lamm und Tiger, oder sagen wir Hammel und Schäferhund, als das unmittelbare Resultat der Demokratie vorauszusagen.

Dann aber: was heisst Verschärfung des Klassenkampfes? Es kann Verschärfung der Formen bedeuten, in denen der Klassenkampf geführt wird, es kann aber auch lediglich die schärfere Scheidung der Klassen in den politischen Parteibildungen und Aeusserungen bezeichnen.

Ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich annehme, dass es wesentlich das Letztere ist, was Ihnen vorschwebt, während es sich bei meinen Darlegungen in erster Reihe um die Formen des Kampfes handelt. Ich spreche von den milderen Formen des Klassenkampfes in der Demokratie, und Sie — wie übrigens auch andere meiner Opponenten — antworten mir mit dem Hinweis auf die Verschärfung in den Beziehungen der oder bestimmter Klassenparteien zu einander. Aber das Eine schliesst das Andere nicht aus. Es existirt hier kein nothwendiger Zusammenhang in der Weise, dass die eine Verschärfung unvermeidlich die andere nach sich ziehen muss. Diese Vorstellung hat sich nur festgesetzt, weil naturgemäss die politische Scheidung von Klassen oder Parteien gerade in der ersten Periode unter den heftigsten Auseinandersetzungen vor sich zu gehen pflegt und nahestehende Parteien sich überhaupt stärker reiben als weiter entgegengesetzte. Die Sozialdemokraten der Schweiz befinden sich nun zufällig an verschiedenen Orten der Schweiz in einer solchen ersten Scheidungsperiode. Auf eine so reiche Vergangenheit die schweizerische Sozialdemokratie auch zurück-

blicken kann, so tritt sie doch erst neuerdings mit dem Anspruch auf, eine selbständige politische Partei in grösserem Stil zu bilden, statt, wie bisher, sich an die bürgerlich demokratischen Parteien anzulehnen. Das giebt nun so eine Art Erbtheilung, und dabei geht es, wie Sie ja als Jurist wissen, selbst unter Brüdern nicht immer fein brüderlich zu. Aehnliches sehen wir auch jetzt in England, wo der Prozess sich, trotz der ungleich vorgeschritteneren wirthschaftlichen Entwicklung, ebenso lange hinzieht, wie in der Schweiz. Aber Partekämpfe, wie sie sich heute in der Presse und an der Wahlurne abspielen, sind erstens selbst nur bestimmte Aeusserungen des Klassenkampfes, die ihn nicht erschöpfen, und werden zweitens in ihren Formen durch die mannigfachsten Umstände bestimmt, wobei die Grösse des wirthschaftlichen oder sozialpolitischen Objekts keineswegs immer die entscheidende Rolle spielt. Parteien raufen sich um Lappereien oft wüthender, als um die wichtigsten politischen Maassregeln.

Solange in England die Wahlen nur ein Kampf der Whig- und Tory-Oligarchie um die fetten Regierungsposten waren, schlug sich das Volk bei ihnen die Köpfe ein, heute, wo es sich um weitgreifende politische und wirthschaftliche Reformen handelt, ist davon keine Rede. Aehnlich ging es seiner Zeit in den oligarchischen Städterepubliken Italiens zu, ähnlich bis vor Kurzem in Ungarn und anderwärts. So äussert sich das unbestimmte Klassengefühl viel gewalthätiger und brutaler, wie das entwickelte Klassenbewusstsein, wie es sich gerade unter der Wirkung demokratischer Einrichtungen ausbildet.

Annehmen, dass wir auch da, wo nicht die brutale Gewalt die Ausbildung freier Institutionen hindert, einer Verschärfung der Formen des Klassenkampfes entgegengehen, heisst u. A. annehmen, dass der Arbeiter um so gewalthätiger wird, je mehr sein Klassenbewusstsein und seine sozialpolitische Erkenntniss zunehmen. Die Erfahrung zeigt, dass das Gegentheil der Fall ist. Je mehr sich der Horizont des Arbeiters erweitert, um so weniger ist sein Gemüth auf Gewaltakte gestimmt. Sie werden mir wahrscheinlich bestreiten, dass Sie bei Ihrem Satz an die Arbeiter gedacht haben. Die Zuflucht zur Gewalt sei auf der andern Seite zu gewärtigen, von der Bourgeoisie.

Aber ist das wirklich wahrscheinlicher? Ist von einer Klasse, welche doch nur die Minderheit der Bevölkerung bildet, im Ernst anzunehmen, dass sie mit dem Fortschritt der Demokratie mehr Neigung zum Appell an die Gewalt entwickeln werde als jetzt? Sie könnte doch, lokale Plänkeleien ausgenommen, in demokratischen Ländern nur dann Erfolg damit haben, wenn es sich um die Niederwerfung einer andern Minderheit handelt, gegen welche alle übrigen Volksklassen auf ihrer Seite ständen. Das wird aber mit dem Fortgang der Entwicklung immer unwahrscheinlicher. Freilich, wenn sich die Arbeiterklasse, bezw. ihre Partei, die Sozialdemokratie, mit Gewalt darauf kaprizirte, den Keil am dicken Ende zuerst eintreiben zu wollen, wenn sie versuchen wollte, Maassregeln zu erzwingen, die im Widerspruch stehen mit allen Möglichkeiten, wie sie sich aus der derzeitigen Struktur der Gesellschaft ergeben, dann mögen solche Zusammenstösse, wo die Arbeiterklasse einer geschlossenen, reaktionären Masse gegenübersteht, unvermeidlich sein. Indess, wo finden wir eine solche widersinnige Politik, ausser in der Vorstellung phantasievoller Schwärmer? Nicht in den Reihen Derer, die in den verschiedenen Ländern an der Spitze wohlgeschulter, kampferprobter Arbeiterparteien stehen. Ueberall lernen die Sozialisten um so besser ihre Mittel abschätzen, je stärker die Bewegung wird, und in

der Demokratie ist es — wie Sie ja selbst feststellen — am meisten der Fall. Mehr wie anderwärts kann und mehr wie anderwärts wird die Sozialdemokratie hier auf der Linie des geringsten Widerstandes arbeiten, und es ist darum nicht abzusehen, warum der Klassenkampf mit einem Mal schärfere Formen annehmen, die Kulturentwicklung in Bezug auf die Austragung politischer Kämpfe plötzlich eine andere Richtung einschlagen soll, als bisher.

Ich kann daher nicht anerkennen, dass irgend etwas, was Sie vom Kampf der schweizerischen Sozialdemokratie sagen, in Widerspruch steht mit meinen Ausführungen.

Im Gegentheil, wenn Sie am Schluss sagen: „dann — sobald die schweizerische Sozialdemokratie erstarkt ist und Volkstheile in sich aufgenommen hat, die ihr heute noch fern stehen —, wird sich die Demokratie als das wirksamste Mittel zur Verwirklichung des sozialistischen Programms bewähren“, so kann ich Ihnen, ohne auch nur eine Zeile von dem zurücknehmen zu müssen, was ich geschrieben habe, mit gutem Gewissen zurufen: Soyons amis, Cinnal! Wir sind durchaus einverstanden.

Wenden wir uns nun zu dem andern Vorwurf in Ihrem Artikel, dass ich „offene Thüren einrenne“, wenn ich die Auffassung bekämpfe, die alle wesentlich positive Arbeit der Sozialdemokratie hinter den grossen Krach verlegt. Sie meinen, dass diese Ansicht kaum noch viele Anhänger in Deutschland zähle, und führen aus, gerade der Umstand charakterisire die Thätigkeit der deutschen Sozialdemokratie, dass „sie ihre Taktik nicht von der Aussicht auf eine bevorstehende soziale Katastrophe abhängig machte“; aber wem erzählen Sie das Letztere? Lesen Sie doch, bitte, die Einleitung zu meinem viel angefeindeten Zusammenbruchsartikel, und Sie werden genau das Gleiche dort dargelegt finden: „Man spekulirt nicht mehr über die Vertheilung des Bärenfells nach vollendetem grossen Kladderadatsch, man beschäftigt sich überhaupt nicht allzuviel mit diesem interessanten Ereigniss, sondern studirt die Einzelheiten der Probleme des Tages und sucht nach Hebeln und Ansatzpunkten, um auf dem Boden dieser die Entwicklung der Gesellschaft im Sinne des Sozialismus vorwärts zu treiben.“ So schrieb ich dort von der Thätigkeit der Sozialdemokratie in allen Ländern, wo diese zu politischer Bedeutung gelangt ist. Und mein Erstaunen war nicht gering, als mir dieser Artikel und die in ihm entwickelte Ansicht, dass die Wetterzeichen der Statistik noch keineswegs auf den grossen ökonomischen Zusammenbruch als nahe bevorstehend hindeuten, die wüthendsten Angriffe von Seiten einiger — ich will es, wie Sie, schreiben — „Marxisten“ zuzogen. Ich glaubte, mit meinem Nachweis, dass es absurd ist, die Stellungnahme zu den Kolonialfragen von der Aussicht auf den grossen Krach abhängig zu machen, nur mit einem einzelnen Querkopf zu thun zu haben — mein Artikel war eine Antwort auf einen Angriff von Bax —, und siehe da, es waren seiner Bundesgenossen eine schöne Anzahl. Seitdem sind dann noch verschiedene Andere ins Baxsche Lager hinübergezogen, darunter auch Derjenige, gegen den der damalige Baxsche Angriff gleichzeitig gerichtet war, und ich habe mir das Wundern abgewöhnt.

Die Thür war und ist also doch nicht so ganz „offen“. Die Sache ist die, dass die Partei, theils durch das praktische Bedürfniss getrieben und theils dank dem politischen Instinkt von Führern und Mitgliedern immer mehr so handelt, wie Sie und Andere, darunter auch ich, es hinstellen, dass aber in den Köpfen einer nicht geringen Anzahl von Genossen eine Auffassung vom Gang

der Bewegung vorwaltet, die mit jener Praxis nicht übereinstimmt. Der Gegensatz ist allerdings kein absoluter. Die gedachte Auffassung lässt jene Thätigkeit schliesslich auch zu, aber als eine untergeordnete Sache, eine Art Lückenbüsser. Oder, wie es ein geistreicher Kritiker meines Buches bezeichnete: „Was Bernstein von den Aufgaben der Sozialdemokratie sagt, geschieht alles schon jetzt, aber es geschieht theilweise mit halbem Herzen und mit schlechtem Gewissen. Sein Buch zeigt, dass es mit gutem Gewissen und mit vollem Herzen geschehen kann“.

Man kann bei meinem Buche die Intentionen für die Praxis nicht besser charakterisiren. Gegner meiner Anschauungen haben so ziemlich dasselbe gesagt, wenn sie mich als den „Theoretiker des Opportunismus“ brandmarkten. Nichts lässt mich gleichmüthiger, wie dieser Titel. Wo der erlaubte Opportunismus aufhört und der verwerfliche beginnt, wird wohl stets Gegenstand des Streites sein, aber gerade, wer das grundsatz- oder haltlose Rechnungstragen verfehmt, muss den Versuch, zwischen Doktrin und Praxis der Partei Einheit herzustellen, willkommen heissen. In diesem Sinne betrachte ich jenen Titel eher als ein Lob.

Ich könnte eine ganze Reihe von Beispielen anführen, wo die Partei — ich spreche hier von der deutschen Sozialdemokratie — ursprünglich unter dem Einfluss doktrinärer Argumente gewisse ihr zufallende Aufgaben und Möglichkeiten vernachlässigte, dann sich ihnen zwar zuwandte, aber unsicher unter allerhand Verlegenheitsvorwänden, bis schliesslich die Erkenntniss sich durchrang, dass die bisherige Auffassung falsch gewesen war, und nunmehr offen proklamirt wurde, was geschah. Ich kann aber auf die Einzelbeispiele verzichten und generell als Typus dieser Entwicklung die Wandlungen in der Stellung der Partei zum Parlamentarismus bezeichnen. Erst überwog die Auffassung, dass die Parlamentstribüne nur dazu da sei, zum Volk hinaus zu reden, und wurden auch die etwa gestellten Anträge demgemäss behandelt, die Vertreter der Partei waren im Parlament nur auf Gastrolle, und die Parteipresse konnte sich nicht geringschätzig genug über die „Sprechbude“ äussern. Heute treten die Vertreter der Partei in den Parlamenten, und namentlich im Reichstag, als regelmässig mitwirkende Mitglieder der Gesetzgebung auf, und die sozialistische Bewegung befindet sich nicht schlechter dabei. Erledigt ist die Frage des Parlamentarismus allerdings noch nicht, den Einen thut die Partei in dieser Beziehung des Guten zu viel, Anderen nicht genug, aber die Entwicklungslinie zeigt auf eine immer stärkere Theilnahme an der positiven Arbeit im Parlament. Hier ist von Zusammenbruchstheorie nicht mehr die Rede.

Man kann die Entwicklung auch so kennzeichnen: Im Beginn der sozialistischen Agitation dominirt das „Endziel“ über die Bewegung. Irgend ein Mittel, welches den direktesten und schnellsten Weg zu ihm verspricht, erscheint als das allein legitime, das alle anderen entweder ausschliesst (die Sektirerepoche) oder sich selbst wieder unterordnet. Allmählich zeigt sich aber, dass es keinen Königsweg ins tausendjährige Reich giebt, und die als nebensächlich betrachteten Mittel werden in ihrer eigenen Bedeutung besser erkannt und unterschieden, wobei das ursprüngliche Arkanum völlig in den Hintergrund gedrängt werden kann. Aber die Schärfung des Blicks für die Mittel lässt auch die Art der Betrachtung des „Endziels“ nicht unberührt.

Sie schreiben, ich strafe mich selbst Lügen, wenn ich sagte, das Endziel sei mir Nichts, die Bewegung Alles. Meine Untersuchungen bewiesen das

Gegentheil, und ich würde mehr im Sinne meiner Ausführungen gesprochen haben, wenn ich statt jenes Paradoxons gesagt hätte: „Je grösser die Bewegung, desto wichtiger die Erkenntniss ihres Zieles und das Festhalten an demselben.“

Mein lieber Lang, was Sie da sagen, habe ich mit etwas anderen Worten schon längst klar und unzweideutig ausgesprochen. „Soll die sozialistische Bewegung nicht kompasslos hin- und hertreiben, so muss sie selbstverständlich ihr Ziel haben, dem sie bewusst zustrebt“, schrieb ich in der Neuen Zeit vom 12. März 1898 in Beantwortung der Kommentare, die jenes, allerdings etwas paradox klingende Wort hervorgerufen hatte. Was dieses letztere für einen vernünftig denkenden Menschen Anstössiges haben konnte, habe ich schon damals unbedenklich preisgegeben. Und wenn Sie den Artikel, in dem es steht, nachträglich durchlesen, so werden Sie mir zugeben, dass ich es preisgeben durfte, ohne den Grundgedanken jenes Artikels im Geringsten zu beeinträchtigen. Zu ihm stehe ich noch heute mit voller Entschiedenheit; an der pointirten Formulirung des einen, im Trotz gegen einen unsinnigen Vorwurf hingeworfenen Satzes um jeden Preis festhalten zu wollen, wäre kindischer Eigensinn.

Beiläufig, in einigen Parteiblättern ist mir neuerdings — ich glaube, auf den Kredit der Genossin Rosa Luxemburg hin — vorgeworfen worden, ich sei „Ideologe geworden“. Welch ein Verbrechen! Allerdings schrieb Karl Marx im Bürgerkrieg, die Arbeiterklasse habe „keine Ideale zu verwirklichen“. Aber wenn die Arbeiterklasse keine Ideale zu verwirklichen hat, wie kann sie dann Ziele oder gar „Endziele“ zu verwirklichen haben? Bis mir die guten Leute den Widerspruch lösen, der in jenem Marxschen Satz und der heute als Zeichen marxistischer Gesinnungstüchtigkeit ausgegebenen Versteifung aufs Endziel liegt, bescheide ich mich gern damit, das Brandmal der Ideologie herumzuschleppen.

Die Wahrheit liegt für mich hier in der Mitte. Wenn sich die Arbeiterklasse als Sozialdemokratie ein Endziel setzt, so kann dies nur ein Ideal sein, oder ist es vielmehr schon kraft seiner Eigenschaft als Endziel ein Ideal. Vernünftiger Weise aber kann ein solches ideales Endziel wieder nur ein Prinzip, eine soziale Regel ausdrücken, soll es nicht zur Utopie werden, und als solche Regel durchkreuzt es die praktischen Ziele, welche sich die Partei in jedem gegebenen Moment, sei es für die nächste oder eine weitere Zukunft, setzt, die nach der materiellen Seite bestimmt werden durch die jeweilige Höhe der gesellschaftlichen Entwicklung in wirtschaftlicher, politischer und sonstiger kultureller Hinsicht, und die sich daraus ergebenden Bedürfnisse und Möglichkeiten der Arbeiterklasse. Die Eroberung der politischen Macht, in welcher Form es auch sei, ist für die Sozialdemokratie nur ein subsidiäres Ziel und nie ein Endziel, wenn auch ein Ziel, dem wieder andere Ziele als Mittel untergeordnet werden, und ebenso ist auch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel nur als subsidiäres Ziel zu betrachten, bei dem Umfang und Modus durch den höheren Zweck bestimmt sind, zu dem jene Umwandlung das Mittel ist. Hier spricht z. B. der unmittelbare, sozialwirtschaftliche Zweck der Produktionsordnung: höchstmögliche Ergiebigkeit, ein grosses Wort mit, und schon deshalb kann die abstrakte Formel, wie sie hier und da auftaucht: Vergesellschaftung aller Produktions- und Austauschmittel, höchstens als ein unbeholfenes Schiboleth, das die steigende Kontrolle der Produktionsverhältnisse kennzeichnet, nie aber als ein rationelles Endziel gelten. Uebrigens fordert ja auch das Erfurter Programm

nur die Verwandlung des kapitalistischen Privateigenthums an Produktionsmitteln in gesellschaftliches Eigenthum, und man braucht sich die Sache nur konkret vorzustellen, um sich zu sagen, dass diese Umwandlung keine gleichzeitige wird sein können.

Die praktischen oder materiellen Ziele, welche sich die Bewegung setzt, sind, wieviel auch vom Inhalt sich gleich bleibt, nach Werthung und Form dem Wechsel unterworfen. Hier ist die Bewegung selbst das Beharrliche, aus ihrem Bedürfniss heraus erwachsen im Lauf der Zeit immer neue Aufgaben, und werden die alten umgewerthet oder erhalten neue Gestalt. Was aus der Ferne als einfache Sache erschien, differenzirt sich, je näher wir ihm kommen, und so markiren nicht die alten Formeln, sondern die neuen Probleme den Fortschritt der Bewegung. Dauernd ist in dieser Hinsicht einzig das als Prinzip verstandene Endziel. Als Prinzip ist es wirklich und erfüllt es jederzeit die sozialistische Bewegung.

Das wird Ihnen vielleicht etwas zu ideologisch klingen. Indess, es ist durchaus realistisch gedacht und auch durch die Erfahrung erwiesen. Erinnern Sie sich, welcher Sturm 1891 durch die sozialistische Presse lief, als Friedrich Engels den Brief von Karl Marx über das Gothaer Programm veröffentlichte. Es fielen damals sehr bittere Worte, und sie würden noch viel herber ausgefallen sein, wenn nicht eben Friedrich Engels der Veröffentlichung und Karl Marx der Verfasser gewesen wäre. Aber energisch betont wurde, das von Karl Marx in so schroffer Weise verurtheilte Programm habe seine Aufgabeherrlich erfüllt. Und bis zu einem gewissen Grade war das auch richtig. Warum? Weil das Gothaer Programm mit all seinen Fehlern auf der einen Seite doch den realen Bedürfnissen der Arbeiterbewegung in bestimmten Forderungen genügenden Ausdruck lieh und auf der anderen ihr Prinzipientlich und energisch betonte. Hätte man damals beschlossen, mit der Programmänderung noch etwas zu warten, so würde die sozialistische Bewegung heute schwerlich weniger stark sein, als sie thatsächlich ist.

Ich wurde an jenen Marx-Brief und seine Aufnahme lebhaft erinnert, als neulich der Versuch gemacht wurde, mich als Hochverräther an den ersten sechs Sätzen des theoretischen Theils des Erfurter Programms anzunageln. Offen gestanden, ich hatte mir wirklich keinen Augenblick graue Haare darüber wachsen lassen, ob ich noch auf die ersten sechs oder vielmehr die ersten fünf Sätze des Programms schwören könne. Sie charakterisiren nicht den Kampf, die Absichten, die Prinzipien der Partei — das thun die anderen fünf Absätze —, sondern eine Ansicht vom objektiven Gang der wirthschaftlichen Entwicklung in der gegenwärtigen Gesellschaft. Und da werde ich verhört — nicht: wie stehst Du zu den Absichten, Prinzipien, Forderungen, sondern: wie stehst Du zu den Ansichten? Unterschreibst Du auch hier noch jeden Satz? Oder, wenn nicht, warum schlägst Du keine Programmänderung vor? Und als ich es ablehnte, mich so katechisiren zu lassen, war die Entrüstung gross — bei einem Schüler desselben Marx, der geschrieben hatte: Ein Schritt wirklicher Bewegung ist mehr werth, wie ein Dutzend Programme.

Nicht dass ich den Werth von Programmen unterschätzte. Eine Bewegung braucht ein Programm, als Fahne, als Wegweiser, auch als Prüfstein. Aber von alledem war hier nicht die Rede. Oder soll es wirklich ein Prüfstein meiner sozialistischen Gesinnung sein, wenn ich Klassen nicht versinken sehe, die sich

thatsächlich noch ganz kräftig auf der Oberfläche bewegen? Dann unterschreibe ich nächstens auch, dass $1 + 1 = 1$ ist.

Uebrigens hat der erwähnte Marx'sche Programmbrief auch eine Beziehung auf unsere Auseinandersetzung. In ihm steht das Wort von der „Diktatur des Proletariats“, das bis dahin ebenso im Sprachschatz der deutschen Sozialdemokratie fehlte, wie es nach Ihnen noch heute im Wortschatz des schweizerischen Arbeiters fehlt. Aber nach Ihren Darlegungen über die Bewegung und Ziele der schweizerischen Sozialdemokratie fehlt es auch in deren Ideenschatz. Trotzdem erklären Sie, es sei ihnen „doch sehr sympathisch“. Wollen Sie mir erlauben, das zu bezweifeln? Das Wort oder, wie Sie sagen, die Redensart drückt einen Zustand aus, den überflüssig zu machen gerade das eifrige Bestreben der schweizerischen Sozialdemokratie ist. Alle Ihre Bemühungen für die Ausbildung der Volksgesetzgebung zielen darauf hin. Denn, wo das Gesetz herrscht, ist keine Diktatur, selbst wenn in der Gesetzgebung der Wille oder der Geist einer bestimmten Klasse dominirt. Wenn Ihnen nur das vorschwebt, so brauchen Sie dafür jenes Wort nicht, das bei Marx in wesentlich anderem Sinne gebraucht wird.

Ich sage das nicht aus spießbürgerlicher Gegnerschaft gegen eine energischere Aktion der Arbeiterklasse. Wo sie wirklich durch die Verhältnisse geboten ist, werde ich der Letzte sein, der gegen sie sein Wort erhebt. Aber gerade deshalb wende ich mich dagegen, dass man von der Sache auch da spricht, wo dergleichen weder vonnöthen ist, noch auch im Ernst beabsichtigt wird. Es wäre ja doch der höchste Widersinn, wenn wir Sozialisten, die Anstreber einer höheren Kultur, an niederen Kampfformen rein um ihrer selbst willen Gefallen finden sollten. Die Diktatur ist eine solche niedere Form der Bewegung, und wenn sie einmal nöthig werden sollte, was für mich aber gerade in der Demokratie am wenigsten ausgemacht ist, so werden die Interessen der Arbeiter selbst ihre möglichste Abkürzung erheischen.

Wahrscheinlich werden Sie mir antworten, was mir schon im Frühjahr einer meiner Gegner antwortete, dass Sie das Wort Diktatur gar nicht in dem alten Sinne verstehen. Dann möchte ich aber fragen: wozu es alsdann überhaupt kultiviren, statt für die andere Sache ein anderes Wort zu brauchen? Die Methode, an Worten oder Begriffen festzuhalten, deren ursprünglichen Sinn man aufgegeben hat, — ich erinnere Sie nur an die Diskussionen über die Verelendungsfrage, die Zusammenbruchsfrage etc. — verhindert nicht nur die Klärung der Meinungen, sie ist auch eine der Hauptursachen der grossen Verbitterung unserer Debatten. Der Löwenantheil der oft geradezu unglaublichen Missdeutungen meiner Schrift in einigen Parteiblättern ist auf die sich allmählich einwurzelnde Gewohnheit zurückzuführen. Nachdem die Diskussion verschiedene dieser Irrthümer aufgeklärt hat, glauben einige der betreffenden Ankläger von einem Rückzug meinerseits sprechen zu dürfen. Ich weiss mich frei von dem Fehler, um jeden Preis bis auf den i-Punkt Recht haben zu wollen. Aber ich kann mit dem besten Willen nichts von Dem zurücknehmen, was ich in meiner Schrift entwickelt habe.

Damit sei diese Auseinandersetzung geschlossen. Wenn sie dazu beiträgt, dass wir uns fortan nur da bekämpfen, wo wir wirklich gegensätzliche Anschauungen vertreten, dann hat sie ihr Ziel, in diesem Fall ihr Endziel, erreicht.

Hertz gegen Kautsky.

Von
Max Schippel.
(Berlin.)

Das Kautskysche Buch über die Agrarfrage¹⁾ hat bisher in der Sozialdemokratie kaum die Würdigung gefunden, die es verdient. Die Schrift Bernsteins mit ihren in das Parteileben viel tiefer einschneidenden Anregungen und ihren packenden Problemen hat vorläufig die Aufmerksamkeit der bücherlesenden und nachdenkenden Parteigenossen — es sind deren nicht allzu viele in Deutschland — nach anderer Richtung hin in Anspruch genommen.

Es wäre bedauerlich, wenn das so bliebe, und wenn so Kautskys Schrift hauptsächlich in bürgerlichen Kreisen beachtet und beurtheilt würde, die sich mit begreiflicher Neugier sofort auf die „Agrarpolitik der Sozialdemokratie“ gestürzt haben. Eben so sehr würden wir es beklagen, wenn die, bisher einzige, von sozialdemokratischer Seite stammende Gegenschrift gegen Kautsky im lauten Streite um das Endziel und das allgemeine Programm überhört werden sollte, nämlich die Arbeit von Hertz über die agrarischen Fragen im Verhältniss zum Sozialismus.²⁾

Denn in vielen Beziehungen ist das Buch von Hertz sogar werthvoller, wie das von Kautsky, wenn es sich mit seinen Ausführungen auch in engerem Rahmen hält. Wenn man bei Kautsky das Gefühl nicht los wird, dass für ihn ein allgemeiner theoretischer Grundriss von vornherein feststand, und dass er einige agrarische Lehrbücher, Enquêtes und Spezialuntersuchungen nur hastig daraufhin überflog, wie weit sie ihm Füllsel und Ausputz für sein theoretisches Gerippe bieten könnten, ist bei Hertz der Eindruck genau der umgekehrte. Man hat die Empfindung, dass die Hertzschen Darlegungen organisch herausgewachsen sind aus einer eingehenden Beobachtung der agrarischen Thatsachen und Entwicklungen und einem gründlichen Studium der agrarischen Litteratur. Dabei wird Niemand Hertz Unvertrautheit mit der sozialistischen Ideenwelt vorwerfen wollen. So ist eine inhaltsreiche, überaus lesenswerthe Arbeit entstanden, die leider in Gliederung und Aufbau Manches zu wünschen übrig lässt und darum auch zu keinem rechten Abschluss gelangt. Indess mag das erklärlich sein durch die Entstehung des Buches, das als Erwiderung nicht seine eigenen Wege wählen konnte.

Es soll natürlich nicht meine Absicht sein, alle Meinungsverschiedenheiten zwischen Hertz und Kautsky hier darlegen zu wollen. Sie beziehen sich vor Allem auf die Bauernfrage, da Hertz ausdrücklich vorausschickt, dass die Fragen des Grossgrundbesitzes und der ländlichen Arbeiter für die Sozialdemokratie längst spruchreif seien. Nur sucht Hertz nachzuweisen, dass die Stärke des Arbeits- im Verhältniss zum Besitzinteresse in der Landwirtschaft viel geringer sei, wie Kautsky zu beweisen versuche, und dass der Arbeiterschutz auf dem Lande nicht entfernt den Werth und die Wirkung gewinnen könne, wie in der Industrie, so wichtig er selbstverständlich auch sei.

Hertz will nun für die Bauernschaft der einzelnen Länder darlegen: im Allgemeinen sei nichts davon zu verspüren, dass der Grossbetrieb den Kleinbetrieb niederkonkurriere, die „produktionsumwälzende Kraft des Kapitalismus“, die zugleich ein Heer im gesell.

¹⁾ Karl Kautsky: Die Agrarfrage. Eine Uebersicht über die Tendenzen der modernen Landwirtschaft und die Agrarpolitik der Sozialdemokratie. Stuttgart 1899; Verlag von J. H. W. Dietz Nachf.

²⁾ Friedrich Hertz: Die agrarischen Fragen im Verhältniss zum Sozialismus. Mit einer Vorrede von Ed. Bernstein. Wien 1899; Verlag von L. Rösner.

schaftlichen Zusammenarbeiten geschulter Lohnproletarier und damit die Cadres der künftigen sozialistischen Wirtschaftsweise schaffe, versage hier vollständig; auf agrarischem Gebiete erzeuge also der Kapitalismus keineswegs die nothwendigen wirtschaftlichen und psychologischen Voraussetzungen, die ein sozialistischer Betrieb erfordere. Wegen des beigebrachten reichen Materials sind die hierher gehörigen Abschnitte über die landwirtschaftliche Betriebsentwicklung in den einzelnen Ländern von hohem Werth. Weder für Amerika und Frankreich mit kapitalistisch freier Bodenbewegung, noch für Gebiete, in denen die Verkehrswirtschaft noch so wenig entwickelt ist, wie in den österreichischen Alpenländern, noch wo grosse Massen des Bodens fideikommissarisch oder ähnlich gebunden sind, wie in England, in Böhmen, in Mähren, oder wo das Kapital hauptsächlich allein in der Zirkulations-sphäre mit der Landwirtschaft verkettet ist, wie in Russland, nirgends will Hertz das aus der Industrie-Entwicklung abgeleitete wirtschaftliche Expropriations- und Zentralisations-gesetz bestätigt finden.

Wie weit hier Kautsky in der Benutzung der statistischen Ziffern gesündigt hat, darüber werden die beiden streitenden Genossen sich wohl noch länger auseinandersetzen. Aber die schliesslichen Ergebnisse der Hertz'schen Darlegung — und auch Hertz gesteht das trotz seiner mitunter stark gepfefferten Polemik gegen Kautskys Zahlen zuletzt selber ein — weichen garnicht so sehr, von Kautskys Folgerungen in der Agrarfrage ab, allerdings umsomehr von dem Erfurter Programm. Denn bei Kautsky in der Agrarfrage heisst es z. B.:

„Bei den landwirtschaftlichen Betrieben ist eine Zentralisationstendenz kaum merkbar, vielfach sogar die Tendenz zur Zersplitterung ...“

Auf dem Lande erschwert die kapitalistische Produktionsweise die Bedingungen der Bildung einer revolutionären Klasse zusehends ... In der Landwirtschaft führt sie nur theilweise zur Konzentration der Betriebe, auf der anderen Seite zu ihrer Zersplitterung ... Je dringender für diese die Niederwerfung der kapitalistischen Interessen wird, desto weniger ist sie im Stande, die nöthigen Kräfte und Organisationskeime aus sich selbst zu entwickeln ...“

Wie ganz anders noch im Erfurter Programm, in dem Industrie und Landwirtschaft, Kapitalist und Grossgrundbesitzer, Kleinbürger und Bauer immer in eine und dieselbe Linie gestellt sind und in dem es dann unterschiedslos heisst: „Die ökonomische Entwicklung führt mit Naturnothwendigkeit zum Untergang des Kleinbetriebes ... die Produktionsmittel werden das Monopol einer kleinen Zahl von Grossgrundbesitzern.“

Nun hat Kautsky allerdings in der Agrarfrage die verblüffende Entdeckung gemacht, dass, wenn auch nicht im landwirtschaftlichen Betrieb, so doch im landwirtschaftlichen Eigenthum „die entschiedene Tendenz zur Zentralisation herrscht“, weil nämlich — man muss das allerdings schwarz auf weiss lesen, um es glauben zu können — der landwirtschaftliche Kredit, vor Allem der Hypothekarkredit, immer mehr in grösseren Instituten (Landschaften, Hypothekenbanken, Sparkassen) an Stelle der kleinen Wucherer, Händler und sonstigen Geldgeber seine Stütze und Quelle findet. „Das weist wohl deutlich darauf hin, dass das „Marxsche Dogma“ für das Grundeigenthum nicht minder gilt wie für das Kapital; in diesem Sinne wird seine Wirksamkeit auch garnicht bestritten,“ meint Kautsky freudestrahlend. Die Zerzausung dieses Argumentes bildet eines der drastischsten Kapitel in der Hertz'schen Streitschrift:

„Der weitaus grösste Theil der 230,7 Millionen Gulden, die in Tirol 1892 auf „sonstigem“ (= ländlichem) Besitz lagen, befand sich in den Händen der ländlichen Bevölkerung selbst, hauptsächlich der ländlichen Arbeiterschaft (von Geschwistern, die auf dem Gute des Erben bleiben u. s. w.) zersplittert etc. ...“

Es ist nicht nöthig, die für die Sparkassen gegebene Zusammenstellung auch auf die genossenschaftlichen Hypothekar-Institute, die Darlehenskassen, Landschaften, Pfandbrief-Institute, Assekuranz-Gesellschaften, Stiftungen und öffentliche Fonds etc. auszudehnen, wir halten die Durchführung für Oesterreich für genügend. Wenn wir mässige Schätzungen anstellen, so können wir die Anzahl der in Oesterreich am Hypothekar-Kapital wesentlich interessirten Personen auf mindestens 4 Millionen anschlagen, wozu noch die Millionen ihrer Angehörigen kommen.

Wahrlich eine „entschiedene Tendenz zur Zentralisation, die namentlich beim hypothekarischen Eigenthum auf Schärftste zu Tage tritt!“ (Kautsky auf Seite 225.) Es herrscht vielmehr die allerentschiedenste Tendenz zur Dezentralisation, zur Zersplitterung des Hypothekar-Kapitals in kleine und kleinste Posten.

Das Grosskapital scheut die Festlegung und Bindung in langfristigen, verhältnissmässig niedrig verzinslichen Hypotheken, während das Moment der grossen Sicherheit der angelegten Gelder, wie ein Magnet die Eisenfeilspäne, so gerade das kleinste Kapital mächtig anzieht.

Wir sehen, dass es gerade die unteren und mittleren Klassen sind, die den Kleinbauer, den städtischen Hausbesitzer und besonders den Grossgrundbesitzer expropriiren, gewiss stellt die ländliche Bevölkerung selbst ein Hauptkontingent zu diesen Gläubigern.

Also nicht der Bauer steht dem städtischen Arbeiter als Unternehmer feindlich gegenüber, wie Kautsky meint, sondern der städtische Arbeiter ist sein „ausbeutender“ Hypothekargläubiger, wenn er einer Sparkasse, Versicherungs-Gesellschaft, einem Vorschussverein etc. angehört.

Wir sehen beiläufig auch, was es mit der oft gebrauchten radikalen Phrase von der rücksichtslosen Expropriation der Privathypotheken durch den Staat auf sich hat, Vide Manifest der Kommunisten Deutschlands von 1848, Punkt 8: „Die Hypotheken auf den Bauerngütern werden für Staatseigenthum erklärt“. Vide auch Kautsky auf Seite 88.

Es wäre das schlechteste Mittel, um das Grosskapital zu treffen, wohl aber das beste, um die ungeheure, stets wachsende Armee der kleinsten Besitzenden, besonders auch der ländlichen Dienstboten, gegen uns in Reih und Glied zu bringen.

Das durch die klaren Zahlen der Statistik bewiesene Ergebniss lautet:

Die Anzahl der Selbständigen in der Landwirthschaft und besonders der Besitzer nimmt stets zu. Gleichzeitig damit vermehrt sich die Zahl der indirekten Besitzer, Hypothekar-Gläubiger, „kleinsten Kapitalisten“, dazu noch der „unnützigsten“ Art (nämlich am Produktionsprozess nicht theilnehmenden), auf das Stärkste. Bernstein hat somit für das agrarische Gebiet vollständig Recht mit seiner Behauptung von der wachsenden Zahl der Besitzenden, Kautskys Behauptung von der fortschreitenden Konzentration ist angesichts dieser Thatsachen geradezu lächerlich.³⁾

Und sie ist, wird man hinzufügen müssen, um so unbegreiflicher, als die Einwendungen von Hertz wirklich nicht weit hergeholt sind, sondern eigentlich jedem Leser auch nur der gewöhnlichsten Tageszeitungen geläufig sein müssten. Seit jeher harangüiren die gold bugs in den Vereinigten Staaten die Arbeiter und Kleinbürger mit der Schilderung der Entwerthung ihrer Ersparnisse in Versicherungskassen, Sparbanken und ähnlichen Instituten, wenn die Immobiliardarlehen dieser Institute von Farmern und sonstigen Grundbesitzern in Silber zurückgezahlt werden könnten.³⁾ In Deutschland hat man nicht minder die Lebensversicherungs-Interessenten, die Invalidenversicherten, die Sparkasseneinleger zur Wahrung ihrer Hypothekenverthe aufgerufen, und das zusammenfassende Bambergersche Paradoxon, dass hier

³⁾ Einen Revueartikel, der das ausspricht, habe ich gerade zur Hand, nämlich White: Encouragements in the present crisis. Forum, September 1896.

nicht die Schuldner, sondern stets die Gläubiger der schwächere und zu schützende Theil seien, ist unzählige Male bis in die kleinste Winkelpresse hinein wiederholt worden. Dabei ist natürlich viel Uebertreibung mit untergelaufen, und auch die Hertz'sche Polemik ist davon wohl nicht frei. Aber einfach die auf Hypotheken ausgeliehenen, stetig wachsenden Millionen der Sparkassen und der Arbeiterversicherungs-Organisationen als Beweis aufzuführen, dass die Millionäre das Grundeigenthum verschlingen und so das „Marxsche Dogma“ auch hier bestätigen, das geht denn doch über das erlaubte Maass der Uebertreibung und Fixigkeit hinaus. Nächstens wird man noch, wenn die kleinen Ersparnisse aus den Schubläden und Betten der Arbeiter und Kleinbürger zu immer neuen Millionen in den Sparkassen zusammenströmen, glauben müssen, das „Marxsche Dogma“ von der Anhäufung hier an einer Zentralstelle und der Entblössung dort bei Tausenden von kleinen Leuten habe eine neue, erschütternde Bestätigung gefunden. Nur ist Marx selber an derartigen Beweisführungen durchaus unschuldig.

Hertz meint am Ende seiner Gegenansführungen, dass die Verschuldung — besonders beim Parzellenlande, das in den höchst zivilisirten Ländern meist das Endziel der kapitalistischen Bodenbewegung bilde — einen drohenden Charakter nicht besitze. „Von einem Zusammenbruch, einem Krach kann gar keine Rede sein“; die Zahl der Selbständigen in der Landwirtschaft und speziell der Besitzenden nehme noch immer zu, und dieser Prozess sei wahrscheinlich noch lange nicht zu Ende.

In eine Kritik dieser Darlegungen einzutreten, habe ich, wie gesagt, nicht die Absicht. Folgerichtig ist es von Hertz, von seinem Standpunkte aus, wenn er die Frage der ökonomisch vortheilhafteren Besitz- und Betriebsart nur relativ beantworten zu können erklärt und den zentralisirten Staatsbetrieb keineswegs als allgemeines Produktionsideal zugesteht. Vorläufig sei, „um für jeden Fleck der beschränkten Erde die günstigsten technischen Verhältnisse mit dem stärksten psychologischen Antrieb zu verbinden“, ein fortschreitendes Eingreifen von Genossenschaften und autopomen Gemeinden in das Eigenthum, die Produktion und den Absatz das beste Mittel, um in der Landwirtschaft grosse Fortschritte zu erzielen, wie sie auch die Sozialdemokratie wünschen müsse, um ohne Raubbau an Mensch und Boden die jeweilig möglichst ertragreiche Ausnützung des letzteren zu verbürgen.

Die Einzelausführungen hierüber möchte ich in keiner Weise unterschreiben. Aber man wird sie, wie das ganze Hertz'sche Buch, als eine bedeutsame Ergänzung zu Kautskys Agrarfrage zum Studium empfehlen dürfen.

Man wird dabei, wie wir glauben, auch inne werden, wie recht es selbst heute noch bei so divergirenden und ungeklärten Anschauungen ist, jedes vorzeitige Agrarprogramm abzulehnen. Es eilt für unsere Partei auch wahrhaftig nicht.

Die zukünftige Ueberlegenheit des Milizsystems.

Von
Carl Bleibtreu.
(Berlin.)

Die Friedenskongress scheiderte kläglich, doch die Forderungen der Menschheit bleiben bestehen. Immer drohender erhebt die Frage ihr Haupt: entweder sofortige Eindämmung und allmächtige Aufhebung des Militärsystems oder binnen wenigen Jahren ein allgemeiner furchtbarer Zusammenstoss. Diese Art bewaffneten Friedens ist ja ohnehin nur ein permanenter latenter Kriegszustand. Unwissentlicher oder wissenschaftlicher Sophismus stellte den Trugschluss auf: durch die ewigen Rüstungen werde der Friede erhalten. Das Umgekehrte

trifft zu: durch die ununterbrochenen Rüstungen wird jede Möglichkeit friedlichen Ausgleichs von vornherein unterbunden, das Gespenst eines nahen Krieges hypnotisirt alle Welt in fieberhafter Unsicherheit. Selbstverständlich können kleine Palliativmittelchen nicht eine schwere chronische Krankheit heilen, nur eine Radikalkur, eine „Reform an Haupt und Gliedern“, lässt die Rettung hoffen. Das ist die Rückkehr zum Milizsystem, wie es vor Einführung der stehenden Heere überall bestand und in der natürlichen Logik liegt. Der Bürger des Alterthums und Mittelalters übte sich nebenbei in den Waffen, um seine Heimstätte vertheidigen zu können. Und wir hören ja täglich gepredigt, dass Niemand den Krieg wolle, dass die Völker nur ihren eigenen Frieden vertheidigen möchten, dass die Zeit der Kabinettskriege vorüber sei. Kein Vernünftiger wird aber die Lehre der Geschichte leugnen, dass ein stehendes Heer überall nur durch monarchische Despotengelüste entstand, und dass es entweder von vornherein oder später im Zwang der Umstände, um so eine kostspielige Maschine nicht verrosten zu lassen, immer zu Zwecken auswärtiger Eroberung und innerer Unterdrückung diene.

Nun konnte eine „stehende“ Soldateska, die um hohen Sold diente, naturgemäss nur eine beschränkte numerische Stärke entfalten. Infolgedessen lehrten unzählige Beispiele, dass eine energische Volkserhebung ihr schon durch numerische Ueberlegenheit gewachsen wurde. Den überzeugenden Beweise erbrachten endlich der amerikanische Befreiungskrieg und die französische Revolution, dass sogar numerisch ebenbürtige oder überlegene Soldateska auf die Dauer einer improvisirten Volkserhebung erliegen muss. Sogar der spanische Befreiungskrieg gegen Napoléon, trotz der miserabelsten Leitung und soldatischen Untüchtigkeit des Volksmaterials, enthüllte die erstaunlichen moralischen Kräfte eines „Volk in Waffen“. Obschon aber die preussische und österreichische Monarchien gegen die allgemeine Wehrpflicht, die wohlgemerkt auch Napoléon nicht völlig durchgeführt hatte, weil sie darin ganz richtig ein ultrademokratisches Prinzip erkannten. Nur das „jakobinische“ Preussen blieb dabei bestehen, und anfangs schien der weitere Ausbau der Landwehr ein wahres Volksheer im Frieden zu verbürgen. Aber überraschend schnell, schon wenige Jahre nach der vom Volk errungenen Abwerfung der Fremdherrschaft, wussten jene Kreise, die nicht zu lernen und zu vergessen pflegen, den alten Geist von 1806 dem Heere einzupflanzen; daher die jämmerliche militärische Schwäche Preussens bis 1864. Der schlecht geleitete, aber heroische Kampf der holsteinischen Freischaaren bildete einen beschämenden Gegensatz zu den matten Leistungen des preussischen Heeres im ersten Dänenfeldzug. Allein, der immer übermächtiger drängende Impuls der deutschen Nation zur Einheitsbewegung gewann dem Heer der allgemeinen Wehrpflicht, allen militärischen Einflüssen zum Trotz, jene moralische Grundlage zurück, die einst die Schaaren Blüchers und Bülow's besetzt hatte. Daher der plötzliche Siegeslauf der preussischen Waffen in den drei Einheitskriegen 1864—70. Der Geist von Belle Alliance und Dennewitz siegte bei Königgrätz und Vionville, nicht der altpreussische Militarismus von Jena; freilich auch nicht, könnte man einwerfen, der Geist von Rossbach und Leuthen. Denn das Fridericianische Heer gilt ja als altes monarchisches Werbeheer von Troupiers, nach dem sich heut viele militärische Kreise zurücksehnen. Wir wollen gleich diese Frage anschneiden, dies militärische Ideal zergliedern.

Die Herren meinen nämlich, dass ein lockeres Aufgebot der allgemeinen Wehrpflicht von Zweijährigen und Einjährigen unmöglich die Widerstandskraft besitzen werde, um dem zersetzenden Einfluss modernster Zukunftsriege, sowohl im Feuer als in Strapazen, in Verpflegung wie langwieriger Dauer mit etwaigen schweren Rückschlägen, trotzen zu können. Nun, vom Zukunftsriege wissen wir Alle nichts; wenn aber diese, dem beschränkten militärischen Gesichtskreis angepasste Anschauung sich auf die Vergangenheit beruft, so lehrt wahre — nicht militaristisch gefälschte — Geschichtsforschung das genaue Gegenteil. Alle Söldnerheere des Alterthums zerstoben nach jeder Niederlage, falls nicht ein sozusagen religiöser Kultus fürs Feldherrnideal eines Hannibal sie moralisch zusammenhielt. Dennoch sind selbst die eisenharten Condottiere eines Hannibal, von Pyrrhus ganz zu schweigen, an den Bürgerlegionen Roms zersplittert, trotz ihrer Handhabung durch den grössten Feldherrn des Alterthums. Die Lombardischen Städte brachen in zähem Ausharren die Macht der Hohenstaufischen Ritter- und Söldnermassen, die französische Bürgerschaft überwand bei Bouvines die deutsche und englische Soldateska, die Volksaufgebote der Jeanne d'Arc trieben in langem unermüdlichem Kampfe die englischen Söldnerbanden zum Lande hinaus. Andererseits sind es die englischen Volksaufgebote ihrer Bogner, nicht die englischen Ritter gewesen, die bei Crécy und Azincourt die fränkische Ritterschaft in den Staub warfen. Nicht die deutsche Reichsritterschaft, sondern die zähen Massen bürgerlicher Ansiedler haben die Slaven in blutigen jahrhundertlangen Kämpfen bis über die Weichsel zurückgestossen. So wie die gedrillten Söldnermassen Persiens von dem griechischen Heerbann der Städterepubliken rascher und vernichtender zurückgeworfen wurden, als dies später dem makedonischen Drillheer, das zuerst in der Schlacht am Granikos bedenklich wankte, gelungen wäre, wenn nicht die geniale Persönlichkeit Alexanders und vor Allem die gänzliche Verrottung des Perserreichs in die Waagschale fielen. Wenn also neuerdings gerade die Züge Alexanders einen Beweis liefern sollen, dass ein kleines festformirtes Berufsheer — übrigens hat Alexander nachher bis zu 150 000 „Troupiers“ auf die Beine bringen müssen, um sich zu behaupten — jedes „Milizsystem“ (und dabei besass Darius selber ein bedeutendes Söldnerkorps griechischer Berufssoldaten!) über den Haufen werfe, so verkennt dieser Trugschluss die historischen Verhältnisse, unter denen dies möglich wurde. Uebrigens scheint das makedonische Wehrsystem am meisten dem späteren schwedischen des XVII. Jahrhunderts geglichen zu haben, das weit mehr mit allgemeiner Wehrpflicht, ja mit Miliz Aehnlichkeit hat, als mit Werbeheer.

Wenn Jemand sich als „Troupier“ fühlen konnte, war es der Landsknecht, der Schweizer Reisläufer, der Armagnac, der Wallensteiner. Aber man sehe doch zu, wie diese Banden nach jedem Rückschlag sich auflösten. Der Schweizer Landsturm schlug die Armagnacs, wie die österreichische, burgundische und französische Ritterschaft; aber der berühmte Schweizer Söldner ergriff bei Pavia schmählich das Hasenpanier, als in den Frundsbergern ein patriotischer Furor beim Anblick der Schwarzen Bande erwachte. (Als sie diese deutschen Junker in französischem Sold erblickten, fühlten die Reichsdeutschen sich nicht mehr als „Soldaten“, sondern als rächende Volksvertreter für Kaiser und Reich.) Wunderbar zu sehen, dass die Schweizer Regimenter im Sold der französischen Krone nirgends mehr jene soldatische Kraft erreichten, wie einst als Milizen bei Vertheidigung ihrer Heimath! An dem Duldermuth der holländischen Bürgerschaft,

deren deutsche Soldheere in offenem Felde stets geschlagen wurden, brach sich die weltberühmte spanische Soldateska, die später in sich selbst verfaulte. Die Heere Ludwigs XIII., XIV., XV. verfielen nach jeder Niederlage in zuchtlose Auflösung, desgleichen die Osmanischen Janitscharen, während die Revolutionsaufgebote 1793-94 alle Winter-Strapazen am Rhein und in Holland heroisch ertrugen: das preussische Berufsheer aber trat 1792 aus der Champagne den kläglichsten Rückzug an und fiel auseinander, ohne geschlagen zu sein!

Die Legionen Caesars und Napoléons bieten gewiss soldatische Ideale, aber waren sie denn ursprünglich aus Kasernen hervorgegangen?! Beide aus bürgerlicher Volkskonkription, und der Grenadier der alten Garde erinnerte sich beim Marsch über die vereiste Guadaramaalpe 1808 in Spanien, wo er unter Napoléons Augen murrte und fast meuterte, vielleicht der Zeit, wo er freudig als blutjunger Rekrut unter Lecourbe am Gotthart kletterte, die Via Mala überschritt, unter Gesang der Marseillaise das St. Bernhard-Hospiz erklimm. Die historiques mancher Regimenter sind voll davon, wie eben ausgehobene Rekrutenbataillone der Republik unter Orkan und Donner, ihre nicht weiter wollenden Alpenführer verlachend, den Mont Cenis mit lautem Jubel überstiegen. „Die Krieger des Volkes, nicht zufrieden den Feind zu besiegen, besiegen auch die Natur,“ heisst es im offiziellen Tagesbefehl mit dem üblichen charakteristischen Schlusszuruf: „Salut et fraternité!“ Die unerhörten Gewaltmärsche Bonapartes sind hauptsächlich von unausgebildeten Rekruten bewältigt worden. Was will man denn also mehr?

Die Militärlegende bemächtigte sich der beiläufigen Episode, dass nach der aufreibenden Katzbach-Verfolgung viele Landwehrleute nach Hause desertirten und die Landwehrbataillone sehr zusammenschmolzen. Nun, erstens kehrten diese naiven Deserteure, nachdem sie sich erholt, alle wieder zur Fahne freiwillig zurück, zweitens litten die Linienbataillone gleichfalls bedeutend, und drittens konnte wahrlich nicht Wunder nehmen, dass die miserabel bekleideten und gepflegten Landwehren härter vom Bivak mitgenommen wurden, als die warm uniformirten und gut beköstigten Linientruppen! Im Feuer haben die Landwehren aber stets das Gleiche, oft Besseres (Corps Tauentzien bei Dennewitz, Hagelsberg, Erstürmung des Grimmaischen Thores, hervorragendste Bravour bei Plancenoit und Wawre) als die Linie geleistet, ihre Verluste bei Wachau, Probstheida, Belle Alliance sind viel grösser gewesen, als die der Linie, was ihre enorme Ausdauer im Feuer bezeugt. Nicht minder ruhmvoll focht die österreichische Landwehr bei Ebelsberg, Aspern, Wagram, und bei Raab that die Grazer Landwehr derart das Beste, dass die Correspondence Vizekönig Eugens naïv berichtet, dort hätten „les meilleures troupes de l'ennemi“ gestanden!

Endlich hat man noch 1870 einen riesigen Unterschied zwischen den kaiserlichen Troupiers und den Mobilgarden entdecken wollen. Wir kommen darauf zurück, wollen aber den Gegner gleich mit den eigenen Waffen schlagen.

Allerdings, die Troupiers von Wörth, die alten „Afrikaner“, waren fast alle kriegsgewohnt von Algier, Krim, Italien, Mexiko her, und nie haben Soldaten tapferer gefochten, als sie bei Wörth. Dennoch erlagen sie völlig — nicht der Uebermacht und Artillerie des Angreifers, denn erstere ward durch die schlechte deutsche Führung und ihre Wirrungen paralyisirt, letztere durch furchtbare Stellung und weit überlegenes Gewehr des Vertheidigers aufgewogen. Sie erlagen — wem? Eben solchen „zu jungen Truppen“ der „allgemeinen Wehrpflicht, aus dem bürgerlichen Berufsleben vorübergehend zur Fahne ein-

gestellt. Wenn beim V. Corps manche Offiziere und Unteroffiziere 1866 mitgemacht hatten, so traf dies doch beim XI. nicht zu, einer seit 1867 absolut neuen Formation, und gerade diese Hessen und Thüringer brachten den Sieg, eroberten Niederwald, Elsasshausen, Fröschweiler, schlugen die furchtbaren Gegenstösse Mac Mahons fast alleine ab, darunter die Neulingen so gefährlichen Reiterattacken, die mit äusserster Entschlossenheit auf sie einbrausten. Und so wie hier, stand es überall. Colonel Rousset verweilt in seinem neusten Buche: *Le 4. corps d'armée* ausdrücklich bei den „zu jungen Truppen“ der Deutschen und der überlegenen Fechtweise der Kaiserlichen, die heut allseitig zugestanden wird. Hat dies aber nur im Geringsten den Ausgang des Krieges beeinflusst, ja auch nur einen Augenblick zweifelhaft gemacht, dass die überlegene Intelligenz und Willenskraft des deutschen Heersystems allein den Sieg verbürgte? Kann es einen schlagenderen Beweis geben, dass die bessere Ausbildung eines Berufsheeres an sich noch garnichts bedeutet, dass der moralische Faktor der Truppen und die Führung alle Zeit den Ausschlag gaben?

Was nun das Fridericianische heut so übermässig gepriesene Heer und seine Gegner betrifft, so litten diese ursprünglich an den gleichen Grundübeln, wie jedes stehende Heer alter Schule, das heut reaktionäre Militärs am liebsten wieder einführen möchten: Rohheit der Soldateska, Unbildung des Offiziercorps, geistige Unfähigkeit, besonders in höheren Führerstellen, wofür wir ja das klassische Zeugniß des Königs selbst besitzen, alles Folgen geistloser Sklaven- disziplin, einer zum Schlendrian ausartenden Routine, und des Ueberwucherns von Junker- und Kastenthum. Bei den Franzosen kamen noch die neidische Rivalität mittelmässiger Berufsgenerale und höfische Intriguen hinzu, die sich in monarchischen stehenden Heeren nie vermeiden lassen und wesentlich mit bestimmen, dass keineswegs eine Auslese der wirklich Fähigsten stattfindet, sondern Gunst und Clique das Aufsteigen fördern. Infolgedessen hielten zwar einige französische Truppentheile hier und da die Ehre ihres Namens aufrecht, das Gros aber befleckte sich durch Ausschweifung, Erpressung, Fahnenflucht nach jeder Niederlage (Rossbach und Minden). Bei den Oesterreichern kam Gleiches nur deshalb nicht vor, weil ein moralischer Faktor wirkte: ausser dem alten Kriegsrühm aus Tagen Prinz Eugens patriotische Begeisterung für Maria Theresia, die man von den preussischen Parvenus beraubt erachtete, auch einiger klerikaler Fanatismus wider die Ketzer. Freiwillige und willige Massenaushebungen einheimischer Rekruten stärkten die innere Beschaffenheit dieses „stehenden Heeres“, das sich deshalb ganz gewaltig von dem österreichischen 1813, 1859, 1866 unterschied, obschon es weit hinter dem Volksheer von 1809 an Werth zurücksteht. Beim preussischen Heere aber, dessen Rückgrat ohnehin die einheimische Aushebung in den „Kantonen“ bildete, verwischte sich der Charakter eines angeworbenen Berufsheers nach den Menscheneinbussen der ersten Kriegsjahre dermassen, dass man die Tapfern von Hochkirch, Kunersdorf, Liegnitz und Torgau getrost mit den Konskribirtenmassen Napoléons 1813-14 vergleichen darf. Die „alten“ Krieger, „die Säulen der Infanterie“, waren gefallen bei Prag und Collin — wo die Oesterreicher bezeichnenderweise am besten fochten, weil es Rettung ihres Vaterlandes galt — bei Leuthen und Zorndorf — wo ein Theil dieser „alten“ Truppen feige ausriss. Nur die Bauernjungen füllten als Rekruten das neue Heer, und sie fochten wie Helden, gerade so gut wie ihre „alten“ Vorgänger, nicht als Soldaten, sondern als Bürger der „Nation Prussienne“, die

ihr König erfunden hatte. Zum Patriotismus gesellte sich auch bewusst und unbewusst das religiöse Element, wie bei den Volksregimentern Gustav Adolfs und Karls XII., die eben deshalb den blossen Berufskriegern sich so weit überlegen zeigten. Galt doch Friedrich als Vorkämpfer des Protestantismus und der Aufklärung! Und es wäre ein drolliger Trugschluss unserer Royalisten, zu glauben, diese Altpreußen hätten „für den König“ sich geopfert — nein, für diesen König, den Grossen, seinen Feldherrnruhm und sein einsames Leiden unter erdrückender Uebermacht. Dass auch ein unbürgerliches Berufsheer Grosses leisten kann, wenn es sich für einen Feldherrn begeistert, beweist ja nichts, da ein grosser Feldherr nur selten in Berufsheeren auftaucht: doch selbst ein Hannibal richtete damit auf die Dauer nichts aus, das vorzügliche Söldnerheer Wellingtons wäre bestimmt erlegen, wenn nicht besondere Uebelstände das französische System in Spanien gelähmt und die Volkserhebung der iberischen Halbinsel nicht Wellington so ungeheuer gestützt hätte. Das Fridericianische Heer aber verdankte seine Erfolge absolut nicht dem Drill und Handwerks-Troupier, dem Kasernen- und Gamaschengeist seiner versoffenen Junkerofficiere, sondern der nationalen Begeisterung und dem Genie des Führers.

Man spottet heut über die „rage des nombres“; die Qualität sei mehr werth, als die Quantität, ein kleines Veteranenheer sei einem grossen Aufgebot von minderwerthigen Elementen überlegen. Wirklich? Selbst in der Vergangenheit muss man hier schon zu Beispielen zurückgreifen, wo europäische Minderzahl eines Alexander, Caesar, Clive, Bonaparte über barbarische Uebermacht siegte, was also garnichts für Europa beweist. Selbst hier aber beruhte der Sieg der besseren Minderzahl weit weniger auf ihrer eigenen Qualität, als auf dem immer einzig entscheidenden Faktor: der besseren Führung. Und deshalb haben wir genau so viele Beispiele, wo eine zweifellos schlechtere Truppe, wenn gut geführt, eine bessere Uebermacht zurückschlug. Gewiss hat Napoléon gesagt: „Ein bewaffneter Mensch ist noch kein Soldat“, aber die Erfahrung belehrte ihn 1814 derart, dass er den Kommismilitär Oudinot abfertigte; er wünschte sich noch 50000 solcher „Civilisten“, wie die Nationalgarden Gérards und Pachtods. Und er selber setzte grade die Quantität in ihre Rechte ein gegenüber der blossen Qualität, wie schon die Revolutionsarmee es begann, und legte, wo es irgend anging, Werth darauf, wie 1806 und 1812, mit entschiedenster Uebermacht in den Kampf einzutreten. Hierbei spielte aber die Qualität dieser Massen eine so untergeordnete Rolle, dass er 1813 und 1814 mit lauter eben aufgerafften Rekruten operirte und die Lücken sogar mit fünfzehnjährigen Knaben füllte. Denn die Zahl, die Masse, darauf kommt es an, und sein eifriger Ausruf im Gespräch mit Moreau: „Es ist immer die grössere Masse, die die kleinere schlägt“, hatte schon damals strategisch und taktisch Recht, heut aber zehnmal mehr.

Denn das Grundprinzip der modernen Taktik heisst überflügeln und sich selbst nicht überflügeln lassen: dies aber erheischt hinreichende Kräfte. Bei der heutigen enormen Steigerung der Feuertechnik liegt Alles daran, möglichst viel Gewehre in die Gefechtsfront einzusetzen, und wir rechnen deshalb in Fachabhandlungen nie mehr nach so und so viel „Mann“, sondern nur nach „Gewehren“. Der „Mann“ wird in dem Grade nebensächlich, dass 4000 Gewehre in Händen guter Schützen schwerlich 5000 Gewehren in ungeübten Händen widerstehen können, da bei den heutigen Fernzonen das Zielen an sich

in den Hintergrund tritt und die Menge der verschossenen Geschosse den Ausschlag giebt. 1870 schossen die Franzosen viel schlechter, als die Deutschen — wobei zu vermerken, dass erstere kriegsgewohnte Troupiers, letztere „Neulinge“ waren —, aber ihr zielloses Massenfeuer wirkte vernichtend, selbst dort, wo der Unterschied von Chassepot und Zündnadel in der Distanz sich ausglich. Es besteht also gar kein Zweifel, dass unter normalen Umständen bei beiderseits gleicher Führung der Sieg heut mehr denn je sich an die „starken Bataillone“, das heisst an die grössere Zahl der Gewehre, heftet. Von rage des nombres kann erst dann die Rede sein, wenn man jede Verpflegungs- und Armirungsmöglichkeit der Millionenheere überspannt. Ausserdem lehrte gerade das Beispiel von 1870, dass die Völker heut unterm Zeichen der Demokratie eine so grosse Selbständigkeit ökonomisch und moralisch besitzen, dass sie auch nach Vernichtung des ganzen stehenden Heeres den Kampf fortsetzen können. Man würde sich also nur in circulus vitiosus bewegen.

Da somit jede Herabminderung der Zahlenstärke grade militärisch höchst schädlich wäre, die allgemeine Wehrpflicht also eine innere Nothwendigkeit bleibt, so stammt die Reform-Sehnsucht nach Nicht-Volksheeren wohl offenbar aus rein innerpolitischen Rücksichten. Wie wollte man übrigens diese neue Soldateska herstellen? Durchs Assentirungssystem der guten alten Zeit? Das verbietet der heutige Kulturstand der Demokratie. Durch Werbung? Dann bekommt man, wie in England und Amerika, nur die schlechtesten Elemente der Bevölkerung.

Für dynastische Eroberungspolitik ist freilich eine Miliz nicht zu haben, aber für überseeische Interessen, wenn sie sich wirklich als nöthig herausstellen, würde man willig ein kleines Kolonialheer besolden können. Doch wir haben uns hier nicht mit fernerer, sondern mit näherer Zukunft zu befassen, und da drängt sich die Frage auf, ob beim heutigen Zustand eine Miliz fähig sein werde, ihr Vaterland zu vertheidigen. Die Militärs bestreiten das, doch wir sahen ja schon am Beispiel der alten „stehenden“ Soldateska, wie sie mit der geschichtlichen Erfahrung umspringen. Zu oft und ausführlich legten wir den völligen Ungrund solcher Bemängelungen dar, als dass wir uns hier nicht auf einige Andeutungen beschränken dürften. Dass alle Aufgebote von Revolutionen ihren Mann standen, selbst solche in aussichtslos verlorener Sache, wie z. B. im badischen Aufstand, wo die Soldateska sich schlechter geführt und schwerfälliger zeigte; dass gescheiterte Revolutionen, wie der deutsche Bauern- und der ungarische Insurrektionskrieg, nur politischen Umständen, aber wahrlich nicht dem militärischen Uebergewicht der Soldateska erlagen; dass die Milizen Washingtons das hochmüthige englische Söldnerheer, die französischen Revolutionsheere ganz Europa in den Staub warfen, solch unwiderlegbare Thatsache wird mit der Redensart abgespeist: diese Aufgebote hätten anfangs nichts getaugt und wären erst im Kriege selbst kriegstüchtiger geworden. Abgesehen davon, dass dies nicht stimmt, da die stehenden Heere damals auch schon zu Beginn (Bunkershill, Valmy, Jemappes) den Kürzeren zogen, müsste man wohl folgern, dass dann erst recht die Berufsheere im Kriege immer besser werden; sie wurden aber im 30jährigen, im 7jährigen Krieg, im spanischen Erbfolgekrieg im Gegentheil notorisch immer schlechter!! Wenn also die Puritaner Cromwells und die Milizmassen im amerikanischen Bürgerkrieg schon bald Aussergewöhnliches, zum Theil Unerreichtes (Reiterei) leisteten, so muss das Geheimniss wohl anderswo stecken! Und wie steht es denn mit den Landwehren von 1813? „Zuerst ging's mit die

Landwehr man *soso*, aber nachher schlug sie sich gerade so fein, wie die Linie“, dies Zeugniß Blüchers beschämt ja schon die infamen späteren Versuche, der Landwehr ihren Lorbeer zu rauben und jede Waffenthat der Linie zuzuschreiben. Aber Blüchers brave Anerkennung bleibt noch hinter der Wahrheit zurück, denn die märkische und ostpreussische Landwehr schlug sich gleich „zuerst“ nicht „*soso*“, sondern über alles Lob erhaben bei Dennewitz und Hagelsberg, 1815 aber hat pommersche und schlesische Landwehr bei Belle Alliance die Hauptsache gethan, sie erschlug die Alte Garde, sie trug vier Fünftel des Bülow'schen Verlustes. Doch wozu in die Ferne schweifen, das Gute von 1870 liegt ja so nahe! Da beschämten ja Paris und Gambetta sogar die einstige Carnotsche *levée en masse*, nachdem das berühmteste hochmüthigste Troupier-Heer ein trauriges Ende fand, und boten in unerhört ungünstiger Lage den Siegern von Metz und Sedan die Spitze. Damals, zur Zeit der Ereignisse selber, verfehlte diese erstaunliche Erfahrung ihre Wirkung nicht. Später aber bestrebte man sich, die weltgeschichtliche Erscheinung wegzuwischen, was eine blosser Volks-erhebung gegen ein furchtbares reguläres Heer — siegverwöhnt und kriegs-erfahren — zu leisten vermag. Diese Thatsache und die absichtlichen Entstellungen militärischerseits festzulegen, wird einer ferneren Erörterung überlassen bleiben, die uns diesmal der Raum verbietet. Abgesehen von alledem, befinden sich die Verfechter von Rückwärts-Reformen auch auf militärischem Irrweg infolge der Zahlenmöglichkeiten und die moderne Vernichtungsstrategie kann nur Massenstrategie sein, wie denn sogar die Leistungsfähigkeit in Beweglichkeit und Verflechtung erst durchs Volksheer sich so ungeheuer steigerte.

Es ist somit zur Evidenz erwiesen, dass auch heut noch — ja heut gerade erst recht — eine Volkserhebung dem besten Drillheer gewachsen, an Energie der Organisirung aber weit überlegen ist, und man darf überhaupt fragen, ob der Zeitaufwand des Kasernenlebens irgendwie realen Ergebnissen und der Nothwendigkeit entspricht. Man bleibt an lauter Schlendrian der banalen Routine, an Kleinigkeiten des „Dienstes“ kleben, und die paar Tage Manöver malen Potemkinsche Dörfer einer Kriegsbereitschaft, über die nur die Ernstprobe den Ausweis führen kann. Nur im Manöverpass wird die unumgängliche Frage gestreift, nämlich die Wirkung der drei Waffengattungen gegeneinander, und wir stellen die These auf: was helfen die ewigen Schiessproben nach der Scheibe, die absolut kein Bild des Ziels nach lebendigen beweglichen Objekten bieten? Warum übt man nicht lieber ununterbrochen Infanterie, Artillerie, Kavallerie gegen einander? In der langen vergeudeteten Drillzeit für Parade-spielereien hätte man lieber durch einigermaassen erschöpfende Proben klären sollen, ob eine Kompagnie gegen eine Schnellfeuerbatterie oder ein Regiment gegen sechs solcher Batterien nebst schwacher Bedeckung mit Erfolg vorgehen kann, d. h. wie sich die heutige Fernfeuerzone und Geschossschnelligkeit und -Dichtigkeit beider Waffen zu einander verhält. Das immer nur geübte reglement-mässige Infanterie- oder Artilleriegefecht für sich ist einerseits eine Fiktion, andererseits ohne Bedeutung, da im Drang des Augenblicks immer nur das Einsetzen von Artillerie gegen Infanterie oder von Infanterie gegen Artillerie Schlachtkrisen entscheidet, niemals Infanterie gegen Infanterie oder Artillerie gegen Artillerie Entscheidung bringt. Oder hat man etwa mit mathematischer Berechnung der Angriffsmöglichkeit nach Raum und Zeit irgendwie die Kavallerie belehrt, ob sie flankirend heut noch in Infanterie- oder Artillerielinien einbrechen

könne? Man hat die Lanze eingeführt — woraufhin, da die historischen Erfahrungen widersprechend lauten und z. B. 1812 die französischen Säbelreiter stets die Kosakenlanzen durchbrachen? Hat man mit Holzsäbeln und spitzenlosen Lanzen erstliche Schwadronskämpfe eingeübt, um die Wahrheit zu finden? Das ist die Gründlichkeit, wozu man angeblich drei Jahre benöthigt, so dass schon die zweijährige Dienstzeit das Heer ruiniert haben soll! Le jeu ne vaut pas la chandele.

Abgesehen von der strategischen Führung, die nichts mit Berufsmilitarismus, sondern nur mit angeborenem Talent zu thun hat, entscheiden lediglich die Zahl der Gewehre und der moralische Faktor. Beides aber verbürgt im höchsten Maasse das Milizsystem, wo die ganze Volksmasse für ihre wirklichen Interessen und heiligsten Güter ficht. Und so wird es kommen, mögen alle Dunkelmänner sich auch bekreuzen, der Sonnenschein dringt durch alle Ritzen, und alle Schmutzlachen schmelzen unter der Leuchtkraft der Wahrheit.

Maeterlincks Blaubart.

Von

Wilhelm Bölsche.

(Friedrichshagen.)

Ich befinde mich in einer eigenthümlichen Lage. Ich soll dem Leser über ein neues Stück eines hervorragenden lebenden Dichters¹⁾ berichten. Ueber die allgemeine Bedeutung des Dichters besteht keine Frage. Die Uebersetzung des Stückes scheint schlicht und deswegen gut, man kann sich, denke ich, danach ein Bild machen. Folgendes ist das Resultat meiner Lektüre. Das Stück hat mich gepackt, bezaubert durch die wunderbare Kraft dichterischer Stimmungen. Ich bin lange Szenen hindurch im Banne eines ganz grossen Poeten gewesen. Und ich habe gleichzeitig nichts begriffen von dem ganzen Vorgang, dessen Zeuge ich war. Ich kann dem Leser den Faden des Stückes nicht erzählen, denn ich habe keinen. Ich weiss nicht, wie die Spannungen, die etwa die erste Hälfte erweckt, gelöst werden. Wenn man mir nachträglich mittheilte, dass aus dem Exemplar, das man mir zugesandt hat, versehentlich ein Druckbogen herausgefallen sei, so würde ich noch einen Horizont der Hoffnung haben. Aber das Heft ist richtig paginirt, und am Schluss steht der verantwortliche Redakteur, weiter kann also der Text nicht gehen, ohne das Strafgesetz zu berühren. Der Titelheld heisst Blaubart, und ich ging also zuerst auf den Leim und meinte, es käme irgend ein Zusammenhang der Handlung mit dem schönen Volksmärchen. Es schwimmen auch ein paar Beziehungen dazu im Stück herum, aber auch auf dieser losen Planke lässt sich nicht segeln. Der einzige grobe Vergleichungspunkt ist, dass auch hier Ritter Blaubart nach einander eine ganze Reihe Frauen sich ins Haus holt, die nachher geheimnissvoll verschwinden. Sie liegen aber nicht erdolcht in einer Geheimstube, sondern sind lebend in dunkler Halle eingesperrt. Eine letzte ideale Frauengestalt erlöst sie und löst überhaupt irgendwie den Konflikt, wodurch, weiss ich nicht. Die Scene, wie die muthige Schöne die armen Opfer aus ihrem Kerker ans Licht

¹⁾ Maurice Maeterlinck: Blaubart und Ariane oder Die vergebliche Befreiung. Drama in drei Akten. Aus dem Manuscript übersetzt von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Wiener Rundschau, 1899, No. 17 vom 15. Juli.

bringt, ist lyrisch und dramatisch von wunderbarer Kraft, — das heisst: im Wie. Dieses Wie versteht man, es ist das Wie eines grossen Dichters, ganz unzweideutig. Aber was sie soll, ist Sphinxproblem. Ich finde am Schluss des Ganzen eine Note des Uebersetzers. Es ist immer misslich, wenn man den Schlüssel des Stücks erst gleichsam vom Logenschliesser bekommen soll, nachdem der Vorhang gefallen ist. Aber ich hoffte immerhin, selbst jetzt noch. Ich höre also, dass sich die Namen von Blaubarts Frauen, eine ausgenommen, mit den Frauengestalten aus Maeterlincks früheren Werken decken sollen. Dort müsse man nach dem Schlüssel für jede suchen. Im Uebrigen sei die symbolische Handlung etwa so gedacht. „Blaubart“, ich zitiere wörtlich, „hat nach einem echten Weibe gesucht, das Körper und Seele, Verstand und Sinne besitzt, und er hat nur jene dem christlichen Dunsckreise entsprossenen schönen Seelen in ihrer geradezu pflanzenhaften Bewusstlosigkeit und Instinktivität gefunden, denen gegenüber er sogar das Mitleid verliert. Und doch mag er sie nicht missen und schliesst sie in die künstliche Nacht einer unterirdischen gothischen Halle ein, wo sie ihr Dasein geduldig tragen, ohne an Fluchtversuche auch nur zu denken. Endlich kommt die Göttin, die den Tag bringt und die zagenden Dulderinnen erlöst, — diese Scene gehört zu dem Schönsten, das Maeterlinck je geschrieben.“ Den Satzsatz gebe ich, die Scene einfach aus dem Rahmen jeder fortschreitenden Handlung herausgelöst, rund zu. „Blaubart“, heisst es dann weiter, „wird sich zwar von den alten geliebten Schatten nicht mehr trennen, noch weniger diese von ihm, aber Ariane hat sie alle in eine neue, lichte, menschlichere Atmosphäre gerückt; und wie sie Blaubart einerseits die Wuth seiner rothen Blicke vorwirft, so wirft sie andererseits den Frauen vor, dass sie in kindlichem, eitlem Unverstand ihre Reize verbergen und Blaubart vor-enthalten. Ariane erinnert an den Schopenhauerschen Weisen, wie er uns in der Wagnerschen Umbrechung in Hans Sachs entgegen tritt. Sie ist heiter, entsagend, glücklich; sie hat ein überchristliches, vom Lichte der wiedererwachten Antike umschimmertes Wesen, und die Opfer, die sie bringt, geschehen nicht des Lebens, sondern der Tugend wegen. Man vergleiche hier die Ausführungen Maeterlincks in: Weltordnung und Sittlichkeit.“ Ich habe die letzterwähnte Abhandlung²⁾ pflichtschuldigst gelesen. Es ist ein hübsches, aber im Ganzen nicht sehr bedeutendes Feuilleton. Für unser Stück habe ich nichts gelernt. Und überhaupt: aus einem Feuilleton hinterher Belehrung über eine Dichtung, die aus sich wirken soll! Verstanden habe ich im Uebrigen auch jenen gutgemeinten Kommentar des Uebersetzers nicht. Ich tröste mich, dass ein Satzsatz lautet: „Natürlich sind diese meine Bemerkungen sämmtlich völlig subjektiv; ich habe den verehrten Dichter nicht um Rath gefragt, was er mit diesem Stücke meinte.“ Also, lieber Herr, wir stehen Beide vor dem Rösselsprung und rathen. Herr von Oppeln-Bronikowski räth aus früheren Werken und Feuilletons Maeterlincks, sowie mit Hilfe Schopenhauers und Wagners. Mir bleibt frei, andere Wege zu gehen. Ich darf mir ausmalen, dass das Stück etwa die Entdeckung Amerikas symbolisire. Oder das Projekt zur Jungfraubahn. Oder einen Vorgang auf dem Stern α in einem Sternbild, das wegen zu grosser Entfernung auf der Erde nicht sichtbar ist.

²⁾ Maurice Maeterlinck: Weltordnung und Sittlichkeit. Wiener Rundschau, 1899, No. 15 vom 15. Juni.

Hier werde ich unterbrochen. Lieber Freund, sagt man zu mir, Du bist eben ein ästhetischer Ignorant. Was Du anulkst, das ist gerade, was wir Echten bewundern. Du selbst sagst in einem Athem, Du bist vom Zauber dieser Dichtung gepackt, und doch verstehst Du sie nicht. Du selber sprichst Dir Dein Urtheil. Das ist's ja gerade, — dass die echte Poesie packen soll, aber nicht verstandeskühl begriffen sein will. Du mit Deinen längst veralteten dummen Konservenbüchsen der realistischen Apotheke! Wir wollen wieder Geheimniss in der Kunst, wie wir es in der Welt wollen, wo Euer hausbackener Büchnerscher Menschenverstands-Materialismus schon Alles erklärt hatte. Wir wollen Novalis und den zweiten Theil des Faust, wir wollen sprechende Bäume statt sezirter Menschenleichen. Und also wollen wir Maeterlinck. Wir spucken auf das Verständniss des Philisters. Das Unbeschreibliche, hier ist es gethan. Und wir werden Euch schon zwiebeln, dass Euch die Poesie um die kalten Verstandsohren fuchtelte, bis Ihr niederkniet und abbetet: Credo, quia absurdum

Das klingt nun Alles sehr hübsch, und da ich meinen Mann selber reden lasse, so sieht man wohl, dass ich in dem Einwurf innerlich eine gewisse bedingte Wahrheit anerkenne. Ich habe mir auch die Hörner extrem realistischer Theorie abgelautet. Ich habe auch Sinn für Novalis und den zweiten Theil Faust. Bloss das Alles nicht aus den naiv dualistischen Vorstellungen, die jenem Einwurf zu Grunde liegen. Ich habe nicht zweierlei geistige Hauptbücher im Gehirn nach der Methode: hie Bock, hie Schaf, — das eine für den kopfkalten Verstand, das andere für die busenwarme Poesie. Mir ist das heute mehr denn je eine Einheit, und wenn gewisse realistische Einseitigkeiten in der Aesthetik und philosophische Einseitigkeiten im ganzen Weltbild übertrieben und einseitig waren, so waren sie es eben wegen Vergewaltigung dieser Einheit. Die Stellen, die ich bei Maeterlinck gross und bedeutend finde, die mich packen als das Werk eines grossen gestaltenden Dichters, haben eben schlechterdings garnichts zu thun mit dem allgemeinen Rösselsprung, den das Ganze meinem Verstand leidiger Weise aufgibt. Ich empfinde sie als schön, trotzdem, — der ganze unverdauliche Rest aber bleibt darum ebenso liegen, wie vorher. Es sind die paar Ecken, wo ich thatsächlich etwas sehe, und die bewundere ich. Nach dem siebenmal versiegelten Symbol hinter dem Rest verlange ich aber absolut nicht. Gewiss, auch ich verehere das Geheimniss. Aber das grösste aller Geheimnisse ist eben die Wirklichkeit. Shakespeares Figuren oder Gretchen und Ottilie, das sind mir die echten dichterischen Geheimgestalten, je lebensechter vom Dichter hingestellt, desto geheimnissvoller. Dagegen fällt das künstliche Geheimniss, der äusserliche poetische Rösselsprung gerade erst recht armselig ab. Der Maeterlincksche Blaubart erinnert mich an einen Traum, den wohl Mancher ähnlich schon gehabt hat. Ich liege und träume herrliche Verse, die ich in begnadetem Augenblick deklamire, das Schönste, was ich selber je gehört. Im Moment des Erwachens noch durchzuckt mich der Gedanke: Jetzt das auf der Lippe festhalten, damit man seinen Zauber im wachen Leben weiter besitzt. Und ich erwache, — die Zunge stammelt noch — ich horche, was sie sagt. Sie wiederholt in banalster Monotonie ein blödsinniges Wort: Hampelmann, — Hampelmann, — Hampelmann Es ist mir nicht erinnerlich, dass ich aus einer Vorstellung von Goethes Faust heimgegangen wäre und, vom unmittelbaren Eindruck der Dichtung erwacht, im Verstande bloss noch das Wort Hampelmann gefunden hätte. Es blieb doch etwas mehr!

Ich will blos noch eins hinzufügen. Maeterlinck ist ein starker, ein strahlender Poet, und der muss sein Stück Rappeligkeit ablaufen, das Kritisiren thut daran nichts. Aber betonen lässt sich doch in allem Frieden noch etwas. Wenn wir in solchen Rösselsprung-Aufgaben das wahre Geheimniss der Poesie sehen, so züchten wir uns eins heran, das bisher sogar in den bornirtesten Zeiten nicht für eine Glanznummer der Aesthetik gegolten hat. Die Eckermänner und Düntzer werden unsere letzte Hilfe, ohne sie giebt es gar keinen ästhetischen Genuss mehr. Wenn ich mich an unseres Maeterlincks neuestem Drama erbauen will — ich, der ich nur ein Gehirn und nicht zweierlei geistige Buchführung habe — so muss ich zuerst an Herrn Düntzer schreiben: bitte um biographische Kleinkram-Notizen über Maeterlinck, Folio Elftausendneunundneunzig, Auszug des ganzen Werdegangs des Dichters und der Wechsel in seinen Weltanschauungen, Charakteristik aller Weiber in sämtlichen früheren Dichtungen, Summa der Andeutungen in früheren Feuilletons seiner Feder, — und bitte die Detektiv-Rechnung gleich beizulegen. Gewiss, unsere Litteratur-Professoren predigen es uns ja schon genügend, dass die philologischen Randnoten der wahre Text sind, neben dem die Dichtung selber nur geduldet ist, wie das Karnickel bei der Vivisektion. Ich male mir aus, wie dieser Blaubart in hundert Jahren aussehen wird. Ein Bogen Text auf einen Band Kommentar. Und wer will leugnen, dass der Kommentar diesmal wirklich nöthig, dass er thatsächlich die Erlösung ist! Die Eckermänner und Düntzer und Litteratur-Philologen — das werden die künftigen Priester dieser symbolistischen Geheimniss-Dichtung sein, die einen Wall darum ziehen und nur Den einlassen, der die Kunst als Rösselsprung gelernt hat. Ich glaube an ein anderes Rössel, auf dem die wahre Kunst weiterreiten wird.

Wahlbündnisse.

Von

Auguste Dewinne.

(Brüssel.)

Es ist schon geraume Zeit her, dass die belgische Arbeiterpartei die Politik der Wahlbündnisse verfolgt, zwar nicht immer und nicht überall, wohl aber unter gegebenen Umständen und bei Wahlkämpfen, wo es ihr unmöglich erscheint, die Klerikalen allein zu besiegen.

Um diese Taktik zu verstehen, muss man zunächst unser Wahlsystem ins Auge fassen. Unser Land ist nicht, wie Deutschland, in Wahlkreise eingetheilt, von denen jeder einen Abgeordneten wählt; wir haben Wahlkreise, die 10, 12 und bis zu 18 Abgeordnete wählen, wie z. B. Brüssel. Es genügt daher zuweilen, um die Macht der Regierung zu brechen, dass sie in einem dieser grossen Bezirke geschlagen wird. Man darf auch nicht vergessen, dass wir das allgemeine Stimmrecht noch nicht besitzen und noch immer unter dem chinesischen Pluralwahlsystem leben.

Die belgischen Sozialisten haben nun bei den Wahlen Kompromisspolitik getrieben, entweder direkt, indem sie der Wahlkörperschaft ihre Kandidaten auf einer Liste mit den Radikalen präsentirten, oder indirekt, indem sie, wenn ihre Kandidaten beim ersten Wahlgang ausgeschieden, ihre

Wähler veranlassten, für die Radikalen, zuweilen selbst für die Liberalen, stets aber gegen die Klerikalen zu stimmen.

Eigentliche Wahlbündnisse haben die Sozialisten überhaupt nur mit den Radikalen und nur auf ein bestimmtes Programm hin abgeschlossen. Bis in die letzte Zeit blieb es ihnen durch die Entscheidung ihrer Kongresse untersagt, Bündnisse mit Parteien zu schliessen, deren Programm mit den Prinzipien der Arbeiterpartei in Widerspruch stand; ihre Verbündeten durften sich also dem Kollektivismus nicht feindlich entgegenstellen. Das bedeutete, dass Bündnisse nur mit den Radikalen gestattet waren, die nur ein unmittelbares Reformprogramm besaßen und sich nicht, wie die Liberalen, zu Anwälten des Privateigenthums gemacht haben. Der letzte Parteikongress zu Löwen brachte darin eine Wandlung. Er hat Bündnisse mit allen Denjenigen gestattet, welche sich der Abschaffung des Pluralwahlsystems und seiner Ersetzung durch das allgemeine Stimmrecht geneigt erklärten. Die Politik der Bündnisse hat fortwährend zu lebhaften Diskussionen innerhalb der Partei Anlass gegeben, jedoch haben sich die absoluten Gegner stets in der Minderheit befunden. Ihr Hauptargument war das folgende: Die Arbeiterpartei ist eine Klassenpartei. Indem sie Bündnisse mit einer bürgerlichen Partei schliesst, verletzt sie einen der wesentlichsten Grundsätze des Sozialismus. Die Anhänger der Bündnispolitik antworten: Wenn diese Politik eine Prinzipienfrage darstellen soll, so müssen wir logisch sein und die Wahlkoalitionen auf allen Gebieten und unter allen Umständen verwerfen. Sehr richtig sagt das Parteiorgan, der *Peuple*: Also kein Bündnis, weder für die Legislativen, noch die Gemeinden, noch die Provinzialwahlen! Auch keines nach den Wahlen, um zum Beispiel in einem Gemeinderathe eine Majorität mit den Liberalen gegen die Klerikalen zu bilden! Lieber sich die Klerikalen aller öffentlichen Gewalt bemächtigen und dieselbe gegen die Arbeiterpartei gebrauchen lassen! Sind bei einer Wahl die Sozialisten im ersten Wahlgang unterlegen, so ist es ihnen wegen des Klassenkampfes untersagt, ihre Stimmen auf die Liberalen zu übertragen, denn das wäre Alles in Allem ein verschleiertes Bündnis. Freilich lassen sie durch die Stimmenthaltung die Klerikalen den Sieg erringen, was auch ein verschleiertes, das klerikale Bündnis, bedeutet! Diejenigen, die sich einbilden, dass der Klassenkampf ein Prinzip bedeute, gerathen wirklich in verlegene Situationen. Gestattet dieses selbe Prinzip unseren Abgeordneten, bei den beratenden Versammlungen ihre Stimmen mit denjenigen der bürgerlichen Liberalen auf eine beiderseitig angenommene Reform zu vereinigen? Ein hartes Räthsel!

Wenn es einmal der Regierung einfiel, die Verfassung in reaktionärem Sinne zu revidiren, unsere Freiheiten und das Wenige, was wir vom allgemeinen Stimmrecht unter schweren Opfern erkämpft haben, uns zu rauben, auch dann wäre es, statt für die Regierungsgegner zu stimmen, besser die Flinte zu ergreifen und in fruchtloser Emeute unsere Organisation, die Partei selbst zu kompromittiren. Was liegt daran, ob auch der Sozialismus um zwanzig Jahre zurückgedrängt wird, wenn nur die Prinzipien gerettet sind!

Man sieht, zu welchen Extravaganzen jene Logik führt. Wir sollen für das Ideal kämpfen, sagt man uns; ist es uns denn vielleicht weniger

theuer, als den Anderen? Nur betrachten wir es nicht verzückt aus der Ferne, sondern bemühen uns, ihm immer näher zu kommen und dazu jedes Mittel zu gebrauchen. Wir dürfen nie vergessen, dass über unseren Klasseninteressen die realen Errungenschaften der Menschheit stehen, die die Aufgabe haben, uns gegen alle reaktionären Angriffe zu schützen, und ohne die eine Arbeiterpartei niemals hätte entstehen können.

Ist das nicht eine weniger engherzige, eine höhere Auffassung des Sozialismus als die Derjenigen, die da glauben, dass ausser ihrem Prinzip vom Klassenkampf nichts mehr existirte?

Die deutsche Arbeiterpartei hat dieses wohl begriffen und ihren Anhängern gestattet, für die Kandidaten zu stimmen, die bereit waren, das allgemeine Wahlrecht und die verfassungsmässigen Freiheiten, welche die Autokratie zu vernichten trachtet, zu vertheidigen.

Frage man doch die italienischen Sozialisten, die durch Ausnahmegesetze, durch Kriegsgerichte zu vielen Jahren Gefängniss verurtheilt sind, deren Presse unterdrückt ist, die keinerlei Schutz durch die Verfassung mehr geniessen, ob es nicht im Interesse des Sozialismus liegt, die um den Preis blutiger Revolutionen der modernen Gesellschaft abgerungenen Rechte auszunützen! Frage man die russische Arbeiterpartei, die sich im Geheimen gebildet hat, und deren Manifest sich, wie man sagen kann, darauf beschränkt, nur ein wenig politische Freiheit zu fordern!

In Wirklichkeit ist der Klassenkampf kein Prinzip, sondern eine Thatsache, eine Erscheinung, welche die Ereignisse erklärt und beleuchtet. Es bestehen Klassen, sie befinden sich im beständigen Ringen, das ist die Thatsache. Die Arbeiterpartei erstrebt die Beseitigung dieser Klassen, die Verwirklichung des sozialen Gleichheitsgedankens, und die hierzu angewandten Mittel bilden ihre Taktik.

Eines dieser Mittel ist die politische Aktion, und die Frage der Wahlbündnisse bleibt eine Frage der Taktik, welch letztere nach dem politischen Milieu, nach der Zeit und den Umständen sich ändert.

Die Wahlbündnisse rechtfertigen sich also:

1. Wenn es sich um Reformen für die Arbeiter handelt, welche die Sozialisten allein zu verwirklichen nicht im Stande sind. Diese Reformen stärken das Proletariat, bringen es seiner Emanzipation näher und schwächen folglich um eben so viel die Macht der Bourgeoisie.

2. Wenn es gilt, der Reaktion entgegenzutreten und das allgemeine Wahlrecht oder die Freiheiten zu schützen, die das gemeinsame Patrimonium der ganzen Menschheit bilden.

Ich will noch hinzufügen, dass in Belgien die Politik der Wahlbündnisse oft unsere Partei selbst gestärkt hat, namentlich in dem langen Kampfe um das allgemeine Stimmrecht. Es wäre auch leicht darzulegen, dass der Eintritt von Sozialisten in die Körperschaften unserer grossen Städte und Bezirke, die Anwesenheit eines Sozialisten in manchen Verwaltungskörpern die Organisation gestärkt hat, obwohl diese Sozialisten ihr Mandat jener Politik der Bündnisse verdankt haben.

Die Gegner der letzteren behaupten seit Langem, dass die Partei durch diese Bündnisse sich schliesslich von der radikalen Partei habe abgesaugen lassen; das Gegentheil hat sich herausgestellt. Unsere Taktik hat

dazu geführt, die alte liberale Partei in zwei gleich ohnmächtige Fraktionen zu spalten: die Radikalen und die Doktrinären. Wir sind es gewesen, die alles, was der Liberalismus an demokratischer Kraft enthielt, in einem solchen Grade aufgesaugt haben, dass heute in Belgien nur noch eine einzige wirklich oppositionelle Partei besteht: die sozialistische.

Es soll das Alles nicht besagen, dass die Politik der Bündnisse keine Missstände mit sich bringt. Es ist unleugbar, dass sie bei dem Arbeiter unter Umständen den Klassengeist zu schwächen vermag. Man wird daher von Fall zu Fall entscheiden müssen und sie nur mit Vorsicht und nur, wenn die Verhältnisse es erfordern, zur Anwendung bringen. Zu fürchten wird sie aber eine Partei, die stark und wohl diszipliniert ist, nie haben.

Gewerkschaften, Genossenschaften, Politik.

Von

Heinrich Stühmer.

(Hamburg.)

„Der bekannte Sozialpolitiker Cree führt noch im Jahre 1890 in seinen litterarischen Arbeiten aus, dass im Interesse der Arbeiter selbst gegenüber dem ungeheuren Despotismus der englischen Gewerkvereine es unbedingt geboten sei, einen erhöhten gesetzlichen Schutz den arbeitswilligen und den nicht organisirten Arbeitern zu gewähren. Jetzt, im Jahre 1899, schreibt derselbe Herr eine Broschüre, in der er sagt, er halte sich für überzeugt, dass die Arbeiterbevölkerung in England bereits ein solch ungeheures Schwergewicht in den öffentlichen Angelegenheiten hätte, dass garnicht mehr daran zu denken sei, in England ein Gesetz durchzubringen, das die himmelschreienden Ausschreitungen der Gewerkvereine gesetzlich beschränkte.“

Also sprach der Staatsminister Graf von Posadowsky bei Begründung der Zuchthausvorlage im Deutschen Reichstage am 21. Juni dieses Jahres. Darin liegt ausgedrückt und anerkannt, dass die englischen Gewerkvereine eine derartige Stärke repräsentiren und einen solchen Einfluss auf die Gesetzgebung auszuüben vermögen, dass die Einbringung einer Gesetzesvorlage „zum Schutze des gewerblichen Arbeitsverhältnisses“, wie dies in Deutschland geschehen, in England zu den Unmöglichkeiten gehört. Es ist damit also nur bestätigt, was von verschiedenen deutschen Gewerkschaftsleitern schon des Oefteren betont worden ist. Woher rührt denn wohl das augenblickliche Gekrächze und Geschrei über den „ungeheuren Despotismus“, den „schrankenlosen Terrorismus“ und die „himmelschreienden Ausschreitungen“ der gewerkschaftlich organisirten Arbeiter anders, als daher, dass Letztere auch in Deutschland an Zahl zugenommen und versucht haben, die günstige Geschäftskonjunktur der letzten Jahre auszunutzen, um auch für sich bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen zu erkämpfen. Da liegt den deutschen Unternehmern, welche den Vater Staat als den Nachtwächter und Beschützer „ihres sauer erworbenen Eignthums“ betrachten, doch nichts näher, als nach Polizeihilfe zu rufen gegen diese „ewig unzufriedenen“, von „gewissenlosen Agitatoren aufgestachelten“ Arbeiter, die sich vermessen, von dem Ertrage ihrer geleisteten Arbeit einen höheren Antheil zu fordern. Damit die ganze Geschichte nicht gar zu plump erscheint, giebt man vor, die unorganisirten „arbeitswilligen“ Arbeiter vor der Bedrückung durch ihre streiklustigen Kollegen schützen zu müssen. Dabei

wird aber wohlweislich unterlassen, zu erwähnen oder in Betracht zu ziehen, dass die arbeitswilligen Elemente unter den Arbeitern von jeder Lohnbewegung ebenfalls ihren Vortheil haben, wenn dieselbe zu Gunsten der Arbeiter ausfällt. Gerade die grosse Zahl Derjenigen, welche sich gern von Anderen die Kastanien aus dem Feuer holen lassen und sich nicht geniren, ihren Arbeitsbrüdern während des Kampfes in den Rücken zu fallen, bildet ein Hemmniss für den Fortschritt der Lebenshaltung der gesammten deutschen Arbeiterschaft. Das haben selbst sozial-reformerisch angehauchte Fabrikinspektoren, Professoren und Fabrikanten schon bestätigt.

Die Zunahme der Mitglieder in den einzelnen Gewerkschaften ist also nicht nur im Interesse der Arbeiter selbst, sondern auch vom kulturellen Standpunkt aus freudig zu begrüssen. Wir haben, nach der letzten Statistik der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, in Deutschland 511 242 gewerkschaftlich organisirte Arbeiter — ausschliesslich der in Hirsch-Dunckerschen oder sonstigen Gewerkvereinen organisirten. Im Jahre 1892 waren 237 023, 1896 329 230, 1897 413 861 und 1898 493 724 Arbeiter in den Zentralverbänden organisirt. Insbesondere haben die Holzarbeiter, Maurer, Metallarbeiter und Zimmerer einen grossen Zuwachs zu verzeichnen. So stieg die Zahl der organisirten Holzarbeiter von 24 819 Mitglieder im Jahre 1892 auf 48 988 im Jahre 1898, die der Maurer in demselben Zeitraum von 11 842 auf 60 175, der Metallarbeiter von 26 121 auf 75 431, der Zimmerer von 8371 auf 22 104. Aber nicht nur die Zahl der Mitglieder ist gestiegen, sondern auch die Kassenverhältnisse haben sich bedeutend gebessert. Ueber $5\frac{1}{3}$ Millionen (genau 5 508 667,74 Mk.) Jahreseinnahme und über $4\frac{1}{4}$ Millionen (genau 4 279 726,10 Mk.) Jahresausgabe haben die 57 centralisirten Gewerkschaften 1898 erzielt. Die Kassenbestände betragen am Schlusse des Jahres 4 373 313,36 Mk. Von diesem Kapital besitzt allerdings fast die Hälfte der Deutsche Buchdruckerverband, aber auch ohne ihn bleiben Deutschlands Gewerkschaften jetzt „mehrfacher Millionär“.

Die Ausgaben der deutschen Gewerkschaften vertheilen sich auf die einzelnen Unterstützungs- und Verwaltungszweige und für Belehrung (Zeitungen, Bibliotheken), wie folgt:

Streikunterstützung	Mk. 1 073 290
Krankenunterstützung	491 634
Reiseunterstützung	283 267
Arbeitslosenunterstützung	275 404
Invalidenunterstützung	79 587
Umzugskosten und Beihilfe in Sterbe- und Nothfällen	78 419
Rechtsschutz	43 378
Gemaassregeltenunterstützung	39 978
Stellenvermittlung	3 826
Verbandszeitungen	518 949
Verwaltungsmaterial (Mitgliedsbücher, Kassenbücher etc.)	165 926
Agitation (zur Gewinnung neuer Mitglieder)	136 229
Gehälter (in 57 Verbänden)	140 423
Konferenzen und Generalversammlungen	68 693
Generalkommission	41 665
Prozesskosten	6 674
Sonstige Ausgaben (zurückgezahlte Schulden, Internationales etc.)	107 759
Den Filialen verblieben (für örtliche Verwaltung, lokale Unterstützungs-zweige etc.)	723 101

Mit Stolz und Freude blicken Deutschlands Arbeiter auf diese Zahlen, auf diese durch eigene Kraft unter vielen Drangsalirungen geschaffenen segensreichen

Organisationen. Millionen sind da hingegeben aus den Taschen der Armen für Arbeitslose, Reisende, Kranke, Bedürftige, für die um ihre Existenzbesserung kämpfenden Brüder. Wie viel Noth ist hier nicht gelindert worden, wie viel Sorgen verscheuht! Das Wichtigste ist hierbei, dass die Gefühle des Unterstützung Empfangenden hier nicht verletzt werden, weil er keine Almosen oder Wohlthaten erhält, für die er sich dankbar erweisen müsste, sondern Rechte zu beanspruchen hat, weil er der Organisation, seinen Kollegen, der gesammten Arbeiterschaft gegenüber seine Pflicht erfüllt.

Dem Anwachsen der Gewerkschaftsbewegung entsprechend hat auch die Anzahl der Streiks zugenommen. Die von der Generalkommission geführte Streikstatistik verzeichnet für das Jahr 1898 im Ganzen 985 Streiks und Aussperrungen in 44 Gewerben. In 11 Gewerben kamen nach den Berichten der Vorstände im Jahre 1898 keine Streiks vor. Die grösste Zahl haben die Maurer und nächstdem die Buchdrucker zu verzeichnen. Und doch ist zwischen den Streiks in diesen beiden Gewerben ein gewaltiger Unterschied, denn während an den 248 Streiks der Maurer 19 569 Personen beteiligt waren und dieselben eine Ausgabe von 449 826 Mk. verursachten, waren an den 220 Streiks der Buchdrucker nur 776 Personen beteiligt und erforderten dieselben eine Ausgabe von nur 41 399 Mk., woraus zu schliessen ist, dass die Streiks der Maurer einen grösseren Umfang angenommen, während es sich bei den Buchdruckern wohl nur meistens um Werkstättenstreiks wegen Einführung des so viel umstrittenen Tarifs gehandelt hat.

Die Zahl der Streiks im Jahre 1898 ist die höchste, die seit 1891 (seit Einführung der Statistik seitens der Generalkommission) zu verzeichnen war. Sie ist fast so hoch wie die Gesamtzahl der Streiks, über welche in den Jahren 1892 bis 1896 berichtet wurde. In diesem Zeitraum ist der Generalkommission über 1007 Streiks berichtet worden. Dagegen ist die Zahl der beteiligten Personen um 2837 geringer als 1897 und um mehr als die Hälfte geringer als die Zahl der Streikenden im Jahre 1896. In diesem Jahre fanden die Streiks der Hafendarbeiter und Seeleute und der Konfektionsarbeiter statt, an welchen ca. 50 000 Personen beteiligt waren.

Die folgende Tabelle veranschaulicht die Zahl der Streiks und die Beteiligung an den Streiks seit 1890—1898 und deren Resultate für die Streikenden:

Jahr	Anzahl der Gewerbe, in denen Streiks vorkamen	Anzahl der Streiks	Zahl der beteiligten Personen	Dauer der Streiks in Wochen	Gesamt-Ausgabe Mk.	Zahl der Streiks, über deren Ausgang berichtet wurde	Resultat dieser Streiks							
							Anzahl				In Prozenten			
							Erfolgreich	Theilweise erfolgreich	Erfolgos	Unbekannt	Erfolgreich	Theilweise erfolgreich	Erfolgos	Unbekannt
1890—91	27	226	38 536	1 348	2 094 922	226	67	89	55	15	29,7	39,4	24,3	6,6
1892	21	73	3 022	507	84 638	73	25	15	32	1	34,2	20,5	43,9	1,4
1893	26	116	9 356	568	1 72 001	116	51	25	38	2	44,0	21,6	32,7	1,7
1894	27	131	7 328	879	354 297	129	36	37	51	5	27,8	28,7	39,5	4,0
1895	29	204	14 032	1 030	424 231	194	87	30	75	2	45,0	15,4	38,6	1,0
1896	40	483	128 808	1 923	3 042 950	483	232	122	106	23	48,0	25,3	21,9	4,8
1897	37	578	63 119	1 921	1 257 298	578	272	146	154	6	47,1	25,3	26,6	1,0
1898	44	985	60 162	4 848	1 345 302	763	413	165	169	16	54,1	21,7	22,1	2,1
Sa.	—	2 796	324 863	13 024	8 775 639	2 562	1 183	629	680	70	46,2	24,6	26,5	2,7

Im Jahre 1898 sind von den 895 Streiks 505 oder 53,5 % als Abwehr- und 477 oder 46,7 % als Angriffsstreiks bezeichnet. Als Angriffsstreiks zählte die Generalkommission solche, die geführt wurden wegen: Lohnerhöhung und Verkürzung der Arbeitszeit, Beseitigung missliebiger Personen, Beseitigung drückender Bestimmungen der Fabrikordnung, Durchführung der gesetzlichen Bestimmungen, das Trucksystem betreffend, worunter auch die Lieferung von Fournituren zu höherem als dem Selbstkostenpreis zu rechnen ist, und Durchführung der polizeilichen und gesetzlichen Arbeiterschutzbestimmungen. Als Abwehrstreiks werden die bezeichnet, welche geführt werden, wenn die Unternehmer von den Arbeitern den Austritt aus der Organisation fordern, wenn Maassregelung, Lohnreduzierung oder Verlängerung der Arbeitszeit vorliegt, wenn eine den Arbeitern nachtheilige Fabrikordnung eingeführt werden soll, oder die Arbeiter schlecht behandelt werden. Nicht weniger als 229 Streiks im Jahre 1898 sind eine Folge der Forderung der Unternehmer, dass die Arbeiter aus ihrer Gewerkschaft austreten sollten, und infolge von Maassregelung, während in dem Zeitraum von 1890 bis 1897 aus den gleichen Ursachen 300 Streiks entstanden, davon wurden 185 durch Maassregelung und 115 durch die Forderung, dass die Arbeiter aus der Organisation austreten sollten, herbeigeführt. 1898 erreichte also die aus diesen Ursachen herbeigeführte Zahl der Streiks fast diejenige, welche in den vorhergehenden acht Jahren zu verzeichnen war; die Ursache davon dürfte auf das im letzten Jahre so beliebte „Scharfmachen“, wie auf das Vorgehen der Regierung gegen die Arbeiterorganisationen und gegen die Streiks zurückzuführen sein.

Die Gesamtkosten der Streiks betragen im Jahre 1898 1 345 302 Mk. Davon kamen aus den Kassen der an den Streiks beteiligten Gewerkschaften 1 051 074 Mk., durch freiwillige Beiträge der Mitglieder der im Streik befindlichen Organisationen wurden 170 416 Mk., aus Sammlungen 32 951 Mk. eingebracht, 58 620 Mk. wurden von anderen Gewerkschaften gesteuert, und 3132 Mk. kamen aus dem Auslande. In den letzten Jahren ist die erfreuliche Thatsache zu konstatiren, dass die Streikkosten in erhöhtem Maasse aus den Kassen der im Streik befindlichen Organisationen bestritten wurden. Es ist dies ein Zeichen für die finanzielle Kräftigung der Gewerkschaften und lässt erkennen, dass die Mitglieder der Verbände immer mehr zu der Erkenntniss kommen, dass die Beitragshöhe so bemessen sein muss, dass die Organisationen einen Kampf zu führen vermögen, ohne die Hilfe der nicht direkt beteiligten Arbeiterkreise vom Beginn des Kampfes an in Anspruch nehmen zu müssen.

Ausser der Waffe des Streiks kommen für die Gewerkschaften noch der Boykott und die Kontrolmarke als wirthschaftliche Kampfmittel in Betracht; sie werden jedoch von den deutschen Arbeitern nur wenig in Anspruch genommen, wogegen dieselben in England und namentlich in Amerika eine weit grössere Bedeutung haben. In Deutschland beschränkt sich der Boykott meist auf Wirthe oder Brauereien, welche den Arbeitern ihre Lokale zu Versammlungen verweigern, doch wurde auch schon über Brauereien der Boykott verhängt, um den Brauern, Böttchern und Brauereiarbeitern zu ihrem Rechte zu verhelfen, wie in Berlin, Hamburg, Hanau, Frankfurt a. M. etc. Beim Bäckerstreik in Hamburg wurden die Bäckermeister, welche nicht bewilligt hatten, ebenfalls mit Erfolg boykottirt. Die Kontrolmarke wird als Auszeichnung für solche Waaren benutzt, die unter den von der betreffenden Gewerkschaft vorgeschriebenen Bedingungen

angefertigt worden sind, sie wird also nur an solche Unternehmer oder Arbeitgeber ertheilt, welche ihren Arbeitern anständige Löhne gewähren, würdige Behandlung zu Theil werden lassen etc. Damit aber die Kontrolmarke, die gewissermaassen eine Prämie und zugleich eine Reklame für die betreffenden Arbeitgeberbildet, auch von diesen begehrt wird, bedarf es der Nachfrage nach solchen Waaren, die mit der Kontrolmarke ausgezeichnet sind, bedarf es der Unterstützung der Konsumenten. Da die Arbeiter ihre Macht und ihren Einfluss bisher aber als Konsumenten weder richtig erkannt noch ausgeübt haben, so hat die Kontrolmarke in Deutschland bisher keine grossen Erfolge aufzuweisen. Die Hutmacher, Tabakarbeiter und Textilarbeiter haben die Kontrolmarke benutzt, aber theilweise schon wieder aufgegeben.

Als eines der Mittel, die Lage der Arbeiter zu verbessern, können auch die Genossenschaften in Betracht kommen, wenn die gewerkschaftlich organisirten Arbeiter diese Bewegung unterstützen, um nicht nur als Produzenten, sondern auch als organisierte Konsumenten die den Arbeitermassen innewohnende Macht auszunützen. Meines Erachtens kann das Handinhandarbeiten der Gewerkschaften mit den Genossenschaften für die Arbeiterschaft nur von Vortheil sein, denn nur dann hat die Genossenschaftsbewegung eine Zukunft, wenn sich die Arbeiterschaft in ihrer breiten Masse daran betheilt. Dann ist es auch keine Utopie, dass die Konsumvereine nach und nach zur Eigenproduktion schreiten können, und dass der dadurch erzielte Gewinn der Arbeitersache oder den einzelnen Mitgliedern in der einen oder anderen Weise zu Gute kommen kann. In England und theilweise auch in Deutschland sind in dieser Beziehung auch schon recht gute Erfolge zu verzeichnen. Der Gewinn von 143 Millionen Mark, welchen der Verband englischer Konsumvereine mit seinen 1640 Vereinen in einem Jahre erzielte, mag gegenüber den in der kapitalistischen Riesenproduktion erzielten Profiten nur gering sein, bedeutet aber doch schon etwas, wenn man in Betracht zieht, dass die Arbeiter oder besser die Konsumenten dafür kein weiteres Opfer zu bringen, sondern nur ihre Waaren aus ihren Genossenschaften zu beziehen haben. Dieser Gewinn ist doch wenigstens dem Privatkapital entzogen. Ist es nicht ferner auch ein Gewinn, wenn in den Produktionswerkstätten der Konsumvereine die Bäcker, die Konfektionsarbeiter, die in den Schuhfabriken beschäftigten Arbeiter, Arbeiterinnen und Andere anständige Löhne erhalten, in schönen geräumigen und hellen Werkstätten beschäftigt werden und eine gute Behandlung erfahren, und dass durch alle diese Unternehmungen der genossenschaftliche Geist, welcher für die spätere Umgestaltung der Wirtschaftsordnung, für die Ueberführung der privatkapitalistischen Produktionsweise in die genossenschaftliche, durch und für die Gesellschaft betriebene Gütererzeugung durchaus nothwendig ist? Wenn ich auch nicht der Meinung bin, dass dieses Problem durch die Genossenschaften allein gelöst werden kann, so bin ich doch der festen Ueberzeugung, dass der Boden für die Sozialisirung der Gesellschaft zu einem guten Theil dadurch geebnet wird. Und wahrlich nicht zum Schaden der Gewerkschaften, nicht zum Schaden des Sozialismus, nicht zum Schaden der Sozialdemokratie. Beatrice Webb schreibt in dem von ihr verfassten Werke über die britische Genossenschaftsbewegung in dem Artikel: Ein Staat im Staate Folgendes: „Die Gewerkschaften schulden dem Konsumvereine eine treuliche Unterstützung. In diesen Dingen herrscht zu viel kurzsichtige Heuchlei“. und weiter: „Wenn die Werkstätte des Konsumvereins zu einem mächtigen Hebel zur Hebung

der Arbeitsbedingungen gestaltet werden soll, dann müssen die Gewerkvereiner energische Genossenschafter werden. Die grosse Menge der Konsumvereins-Mitglieder (von denen die meisten selbst Gewerkvereiner sind oder wenigstens Gewerkvereins-Familien angehören) muss das von den Schweisstreibern gelieferte Erzeugniss von dem Ladentisch des Konsumvereins verbannen. Die Konsumenten aus dem Arbeiterstande müssen die nichtgenossenschaftlichen Läden energisch boykottiren und dem Konsumverein durch Dick und Dünn anhängen. Denn nur durch die unbedingte Hingebung sämmtlicher Gewerkschaftler an ihre Pflichten als Konsumenten können wir aus dem gegenwärtigen Zustand gewerblichen Krieges eine grosse, auf dem Genossenschaftsgrundsatz „Alle für Jeden, und Jeder für Alle“ festgegründete Republik der Industrie ins Leben rufen: die Mitglieder des ganzen Volkskörpers müssen mit Entschlossenheit und Verständniss ihre Stellung als Mitglieder jenes genossenschaftlichen Systems der Industrie erfassen, das von Robert Owen entdeckt und durch die Aufopferung, Klugheit und Beharrlichkeit der Pioniere von Rochdale und ihrer demokratischen Nachfolger zu einem „Staat im Staate“ aufgerichtet worden ist.“

Wenn die der Generalkommission angeschlossenen Gewerkschaften auch nicht direkt politisch thätig sind und wegen der bestehenden Vereinsgesetze auch garnicht politisch thätig sein können, so wirken sie doch indirekt in sozialistischem Sinne. Freilich nicht in der Weise, dass sie von ihren Mitgliedern ein politisches Glaubensbekenntniss verlangen, sondern dadurch, dass sie über das Wesen der bestehenden Gesellschaftsordnung, über die Ursachen der wirthschaftlichen Misère der Arbeiterklasse Aufklärung verbreiten, und dadurch, dass sie die Arbeiter veranlassen, in öffentlichen Versammlungen zu den die Gesetzgebung berührenden Fragen Stellung zu nehmen. Als Beweis dafür diene die Agitation für den gesetzlichen Schutz der Arbeiter in den Bäckereien, für den Konfektions- und den Bauarbeiterschutz, die Revision der Seemannsordnung und der Unfallversicherung, den gesetzlichen Maximalarbeitstag und andere diesbezügliche Fragen. Das ist der Unterschied zwischen den Gewerkschaften und den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen, den katholischen und christlich-sozialen Arbeitervereinen, dass letztere Sozialdemokraten grundsätzlich ausschliessen, während erstere jeden Arbeiter, ohne Rücksicht auf seine religiöse Anschauung oder politische Parteistellung, als Mitglied aufnehmen, abgesehen davon, dass die Gewerk- und sonstigen Arbeitervereine bei den gewerkschaftlichen Kämpfen sehr oft die „Arbeitswilligen“ stellen. Ein fernerer Unterschied besteht noch darin, dass die Leiter oder Vorstandsmitglieder der christlichen und katholischen Vereine meistens keine Berufsarbeiter sind, sondern vielfach dem geistlichen Stande oder dem Unternehmertum angehören, wogegen die Gewerkschaften sich ihre Leitung und bezahlten Beamten aus den Reihen ihrer Berufsgenossen selber wählen und über ihre Berufsangelegenheiten ohne jede fremde Einnischung selber entscheiden. Die gegentheiligen Behauptungen von sozialdemokratischem Einfluss, sozialdemokratischen Agitatoren und so weiter werden fast stets nur in der Absicht in die Welt gesetzt, um die Gewerkschaften zu verdächtigen, was ja zumeist bei den Lohnkämpfen geschieht, namentlich wenn die sozialdemokratische Presse für die Arbeiter eintritt, was doch nur zu natürlich ist, wenn die Sozialdemokratie die Interessen der Arbeiter auf allen Gebieten vertreten und verfechten will. Wenn die Presse anderer Parteien dies nicht thut, so braucht sie sich nicht darüber zu wundern, wenn die Arbeiter ihnen nicht oder nicht mehr folgen.

Es ist ja nicht zu leugnen, dass es auch Sozialdemokraten giebt, welche die wirthschaftliche Macht der Arbeiterklasse nicht begreifen können oder wollen, daher stets bestrebt sind, die Erfolge der Gewerkschaften und Genossenschaften in einem weniger günstigen Lichte erscheinen zu lassen und ihr Heil nur in der politischen Bewegung des Proletariats erblicken. Ich bin dagegen der Meinung, dass jedem dieser Gebiete gewisse Grenzen gezogen sind, und dass deshalb nichts versäumt werden sollte, um alle Vortheile zu erreichen, welche dazu geeignet sind, die Lage der Arbeiter in der bestehenden Gesellschaftsordnung zu heben und zu verbessern, sowie eine bessere vollkommnere Wirtschaftsordnung anzubahnen.

Jean Jaurès.

Von

Charles Péguy.

(Paris.)

Jean Jaurès wurde am 3. September 1859 in Castres (Tarn) geboren. Seine erste Ausbildung erhielt er in der Schule seiner Geburtsstadt, später, 17 Jahre alt, kam er an das Collège Sainte-Barbe und wurde 1878, nachdem er daselbst seine Vorstudien beendet hatte, in die Ecole Normale aufgenommen. Er verliess dieselbe 1881 als Agrégé de philosophie, war zwei Jahre lang Dozent der Philosophie am Lyceum zu Albi und erhielt dann eine Berufung an die wissenschaftliche Fakultät von Toulouse. Er gab aber 1885 seinen Lehrstuhl auf, um ein Mandat für die Deputirtenkammer anzunehmen, und wurde auch in Tarn gewählt. 1889 wurde er nicht wiedergewählt; er nahm nunmehr einstweilen kein neues Mandat an, sondern widmete sich aufs Neue der Universitätslaufbahn, und wiederum in Toulouse. Er wurde dort auch sehr bald Mitglied des Munizipalrathes und Adjunkt für den öffentlichen Unterricht. Bei den Kammerwahlen im August 1893 wurde er als sozialistischer Abgeordneter des zweiten Wahlkreises von Albi gewählt. Er behauptete seinen Sitz bis zu den Wahlen von 1898, wo er, wie bekannt, nicht wiedergewählt wurde. Wenn er nun nicht auch dieses Mal zu seinem Lehrstuhl zurückkehrte, so geschah es nur, weil jetzt der Ernst der politischen Lage seine ganze Kraft und seine ganze Arbeit in den Dienst der öffentlichen Thätigkeit zwang.

Dies ist in groben Umrissen das Bild seines äusseren Lebens.

Jaurès war also Universitätsmitglied; er hat die regelmässige Universitäts-Carrière verfolgt bis zu dem Tage, wo er Deputirter wurde; er ist Doktor und Professor der Philosophie. Wie und wodurch wurde er Sozialist? Er selbst giebt auf diese Frage in der Vorrede zu seinem Buche: *Action socialiste*¹⁾ eine einfache Antwort:

„Seitdem ich angefangen habe, zu schreiben und in der Kammer zu sprechen, seit dem Jahre 1886, hat mich der Sozialismus ganz und völlig beherrscht und habe ich ihn bekannt. Das sage ich nicht, um die Legende zu bekämpfen, die aus mir einen Ueberläufer vom linken Zentrum machen will, sondern einfach, weil es die Wahrheit ist. Aber ebenso ist es allerdings wahr, dass ich Anhänger der sozialistischen und kollektivistischen Anschauungen war, bevor ich der

¹⁾ Jean Jaurès: *Action socialiste* Première série. Paris 1899; Georges Bellais, Editeur.

sozialistischen Partei angehörte. Ich bildete mir ein, dass alle Republikaner, die die republikanische Idee bis zu ihrer letzten Konsequenz verfolgten, schliesslich zum Sozialismus geführt werden müssten, und es erschien mir klüger, keine besondere sozialistische Gruppe zu schaffen. Das war eine kindliche Einbildung, und was das Leben mir enthüllt hat — es ist nicht der Gedanke des Sozialismus, wohl aber die Nothwendigkeit des Kampfes. Möchten die Blätter, die hier folgen, die Denkenden dazu führen, Kämpfende zu werden und zu begreifen, dass die Wahrheit — wenn immer sie volle Wahrheit sein soll — gerüstet sein muss zur Schlacht“²⁾)

Jaurès wurde also Sozialist weder durch eine plötzliche Offenbarung, noch durch die Lektüre eines Buches oder den Einfluss eines Menschen, noch durch sonst irgend ein besonderes Ereigniss. Er wurde eigentlich überhaupt nicht Sozialist. Er war von jeher Sozialist im weiteren Sinne des Wortes. In der Geistesbildung, die er besass, in der Philosophie, die er lehrte, lag schon verborgen der Sozialismus, der sich nur noch enthüllen und waffnen musste. Denn, gleichwie jede rein durchgeführte, harmonische Kultur schliesslich zur Aufrichtung eines Reiches des Sozialismus führen muss, so muss auch jede rein durchgeführte wahrhaft humane harmonische Bildung zur Aufrichtung des sozialistischen Gedankens in dem Geiste des Einzelnen führen.

Das ist so wahr, dass die Frage, die man sich in Bezug auf jeden harmonisch durchgebildeten Menschen stellen müsste, nicht lautet: Wie und wodurch war es möglich, dass er Sozialist geworden ist? sondern vielmehr: Wie und wodurch war es möglich, dass er nicht Sozialist geworden ist, dass ihn nicht zum Mindesten der Gedanke des Sozialismus erfüllt? Ist aber die Gedankenrichtung einmal sozialistisch geworden, so sorgt schon die Gewalt der Ereignisse, die Schärfe des Widerstandes, der Uebermuth der Ungerechtigkeit, die unaufhörliche Nothwendigkeit der Lüge, so sorgen schon die Schlechtigkeit und Rohheit des Neides und Hasses dafür, dass Der, der die Idee des Sozialismus in sich trägt, auch die Kraft gewinnt, als Sozialist zu handeln.

Am 21. Oktober 1886 begründete Jaurès in einer Rede vor der Kammer einen von ihm eingebrachten Zusatzantrag zu dem Gesetz über die Organisation des Elementarunterrichts; in diesem Antrag stellte er die Forderung auf, dass die Gemeindebehörden befugt sein sollten, auf ihre Kosten Volksschulen zu gründen, um dem Elementarunterricht volle philosophische und wissenschaftliche Freiheit zu sichern. Nach seinen eigenen Worten forderte er für den Volksschulunterricht überall absolute Aufrichtigkeit und Freiheit; er forderte, dass dem Volke nichts verheimlicht werde, dass da, wo Zweifel und Glaube sich bekämpfen, auch auf den Zweifel hinzuweisen sei, und dass auch die negirende Kritik frei zum Worte komme, wo immer sie herrscht. Er forderte, dass solcher Art dem Volke der Zugang zu der gesammten Philosophie, der gesammten Wissenschaft der Menschheit eröffnet werde. Er glaubte zweifellos, dass von allen Vergesellschaftungen die Vergesellschaftung der Philosophie, der Wissenschaft der menschlichen Bildung die wichtigste und dringendste sei. Und in der Sitzung vom 1. Dezember 1888 betonte er aufs Nachdrücklichste, dass man den Elementarunterricht nicht etwa als einen unerheblichen, fest in sich abgeschlossenen Unterricht zu betrachten habe, der durch die unmitttelbare Nützlichkeith bestimmt umgrenzt sei. „Ich wüsste

²⁾ a. a. O. Vorrede, pag. VI und VII.

nicht, auf Grund welchen Vorurtheils wir ihnen (den Kindern des Volkes) eine gleichwerthige Bildung verweigern könnten³⁾, gleichwerthig der Bildung, die die Kinder der Bourgeoisie empfangen. Sie werden dereinst Arbeiter, Bürger und Menschen sein und auf Grund dessen sowohl wie um der Kämpfe und Freuden des Lebens willen haben auch sie das Anrecht auf einen Unterricht, der in seiner Art ebenso vollendet sein müsste wie der, der den Kindern der Bourgeoisie geboten wird. „Der Sinn für die Freiheit muss in dieser jungen Demokratie erst entwickelt werden. Sie besitzt die Leidenschaft der Gleichheit; aber sie kennt nicht in gleichem Maasse den Begriff der Freiheit, der immer sehr viel schwerer und später erworben wird. Und darum muss man in den Kindern des Volkes durch eine erhöhte Uebung in der Fähigkeit des Denkens die Empfindung für den Werth des Menschen reifen lassen und damit für den Werth der Freiheit, ohne die es keinen Menschen giebt.“⁴⁾ Zu diesem Zwecke wollte er, dass die Professoren der höheren Lehranstalten die Lehrer der Elementarlehrer werden sollten. Erst dann, wenn eine solche Uebereinstimmung, eine so enge Verbindung aller Unterrichtsstufen hergestellt wäre, um allmählich den Elementarunterricht auf eine höhere Stufe zu heben, erst dann wäre der französischen Demokratie ein ihrer würdiger Unterricht gesichert, erst dann wäre durch die Gleichstellung und das Zusammenwirken des gesammten Unterrichts von der niedrigsten bis zur höchsten Stufenleiter der Einheit und dem Zusammenhang aller sozialen Klassen vorgearbeitet.⁵⁾

Dieser Gedanke, dass die Sozialisirung des Unterrichts, die Verallgemeinerung der geistigen Bildung der Menschheit allein schon dahin führen müsste, alle früheren Klassen in dem Menschenthum eines Reiches des Sozialismus zu versöhnen, blieb immer Jaurès' Lieblingsidee. Wir wissen wohl, dass er im Gegensatz zu stehen scheint zu der Forderung des Klassenkampfes; aber wir meinen, dass dieser Gegensatz eben nur ein scheinbarer ist, und dass er nur auf einer missverständlichen Auffassung dieser Forderung beruht. Ebensowenig, wie es wahrscheinlich ist, dass der allgemeine Völkerfrieden jemals durch die Vernichtung der kriegerischen Völker durch die friedliebenden erreicht werden wird, ebensowenig ist es sicher, dass der soziale Frieden jemals gewonnen werden wird durch völlige Vernichtung der bürgerlichen Klasse durch die proletarische. Warum also sollte man nicht wünschen, nicht hoffen dürfen, dass die soziale Revolution zum Theil auch bewirkt werde durch die Verallgemeinerung einer sozialistischen, d. h. einer harmonisch menschlichen Bildung! Mit innerer Freude können wir arbeiten an der Bekehrung der Gegner; aber ohne jede Freude nehmen wir Theil am Klassenkampf: er ist für uns eine Art Kriegsdienst.

Diese innere Traurigkeit, die wir niemals werden abschütteln können, so lange wir im Klassenkampfe stehen, sie ist ohne Zweifel Jaurès' hervorstechendster Zug. Damit verkenne ich durchaus nicht die starke und machtvolle Eigenheit seines Wesens. Die französischen Sozialisten sowohl wie die sozialistischen Streiter in der übrigen Welt kennen seine souveräne Rednerkraft, die ihm den Beinamen *le grand orateur* verschafft hat. Niemand, der ihn einmal gehört hat, kann ihn je wieder vergessen. Wenn er auf die Tribüne steigt, ist er so erfüllt von seinen Ideen, dass die ersten Sätze beinahe unklar erscheinen.

³⁾ a. a. O. pag. 24.

⁴⁾ a. a. O. pag. 26 und 27.

⁵⁾ a. a. O. pag. 32

Dann aber durchbebt die tiefe, schwere Kraft des Gedankens seine Worte, und ihre dumpfe Gewalt erschüttert die Herzen. Dann ist er Meister. Dann bannt er die Woge des Volkes, je gewaltiger und bewegter sie ihn umfluthet. Dann plötzlich gewinnt auch seine Stimme Klarheit und wunderbare Kraft. Jede Rede Jaurès' ist glänzend aufgebaut, ist ein klassisches Meisterwerk; alles Er künstelte, Gesuchte liegt ihm fern. Die Macht des Gedankens erzeugt bei ihm die Macht der Form. Auch seine Gesten haben nichts Gewolltes. Er hat nicht die gewöhnlichen Gesten des Redners, sondern eher die eines Handarbeiters. Er bohrt seine Ideen gleichsam in das Holz der Tribüne, er stützt sie mit den Händen, um sie eindringlicher zu machen; seine harten und schweren Bewegungen sind unwillkürlich bestimmt durch seinen Körperbau, den breiten Bau des Bergbewohners. Aber Das, was ihn so unvergleichlich macht, ist doch die innere Empfindung, von der wir vorhin sprachen. Die flammende, heilige Freude, die ihn erfüllt, sie glüht in seiner Gestalt, in seinen Augen, wenn er spricht, um zu bekehren; wenn er spricht, um zu kämpfen, so vernehmen Alle, die ihn kennen, in seinen Reden einen Grundton erster Traurigkeit. Niemals hat er sich wirklich einer der Schändlichkeiten der Bourgeoisie gefreut, so sehr auch immer sie die Lehren des Sozialismus zu beleuchten und die Stunde der sozialen Revolution zu beschleunigen schienen. Ohne Zweifel könnte ihm das Aufflammen der Empörung, die jeder billig Denkende bei dem Schauspiel einer so skandalösen bürgerlichen Ungerechtigkeit, wie der feigen Wiederverurtheilung von Dreyfus, empfinden musste, als ein treibendes Moment für die soziale Revolution erscheinen. In diesem Sinne konnte er wohl in der Hitze des Kampfes mit bitterer Freude darauf hinweisen, wie die feindliche Gesellschaft in ihrer eigenen Fäulnis versinke, wie sie selbst ihren Untergang beschleunige. Aber wie wohl fühlte man, dass diese Fieberfreude der bitteren Empörung ihm nicht von Herzen kam, dass es nicht die unschuldige Bekehrerfreude war, die ihn sonst beherrschte! Seine Geistesbildung, seine Philosophie, das, was ihn zum Sozialismus hingetrieben hatte, all das hatte ihn auch gegen jede unedle Freude gefeit. Er erkannte das Uebel, auch wo es sich so unter dem Schein des Guten barg. Er wusste, dass die Schändlichkeiten der Bourgeoisie sich schliesslich gegen die leidende Menschheit kehren, gegen die gesammte Menschheit, und dass zuletzt dabei das Erbe des künftigen Sozialismus selbst auf dem Spiele stand. Er wusste, dass diese Schändlichkeiten sich gegen lebende Menschen richteten, dass sie die Menschheit unheilbar zu vergiften drohten, und mochten sie noch so sehr ein paar todt Formeln bestätigen. Er wusste, dass man das Reich des Sozialismus nicht mit Büchern und Thesen aufrichten kann, sondern nur mit Menschen, und dass es niemals aufgerichtet werden würde, wenn die Menschen durch die bürgerliche Gesellschaft auf ewig erniedrigt und herabgewürdigt wären. Er wusste, dass es nicht eine doppelte Menschheit giebt, eine bürgerliche und eine sozialistische, sondern dass die sozialistischen Parteien dieselbe Menschheit, die jetzt noch bürgerlich, nicht zu einer völlig sozialistischen umzugestalten streben. Mit einem Wort: Jaurès ist durchaus nicht Scholastiker; er hat eine sehr genaue, eine sehr reale Kenntniss der lebendigen Wirklichkeit. Und darum wollte er die Menschen zur Gesundheit und zur Schönheit führen, darum wollte er sie würdig machen ihres künftigen Glückes, noch ehe die soziale Revolution zum Ausbruch kam. Er selbst ist ein lebendiges Beispiel dafür, was dieser Sozialismus vermag, der lauter und menschlich geworden ist durch die Achtung vor der

Menschheit, vor der gegenwärtigen wie vor der zukünftigen. Seine Beredtsamkeit ist stets auf Thatsachen gestützt; aber sie ist auch durchweht von einem unzerstörbaren Hauch freier und grosser Philosophie. Für ihn ward alles, was den Sozialismus betraf, zu einer Angelegenheit der ganzen Menschheit. Wie alle wahren Realisten ist Jaurès durch und durch Philosoph, durch und durch Dichter; diese beiden grossen Eigenschaften verschmelzen sich in ihm. Und weit entfernt, dass die Weite und Grösse seines Blicks etwa seine revolutionäre Kraft gefährdet hätte, schöpfte er im Gegentheil gerade daraus die ersten Elemente seiner Ueberzeugung, fand er darin die kräftigste Grundlage seiner unerschütterlichen, machtvollen Festigkeit und bewies damit, dass ein enger Gesichtskreis durchaus nicht die nothwendige Voraussetzung eines festen und thatkräftigen Auftretens ist.

* * *

Jaurès' Eigenthümlichkeiten lassen sich sehr gut bei der Betrachtung seiner parlamentarischen Laufbahn verfolgen. In den Jahren 1893 bis 1898 betheiligte er sich im Namen der sozialistischen Fraktion an allen wichtigen Debatten. Diese Fraktion war eine einige, und wenn auch einzelne ihrer Mitglieder untereinander gewisse Rivalitätsgefühle nährten, so wusste doch das grosse Publikum davon nichts. Jaurès ergriff sehr oft das Wort, und stets erzwang er sich trotz der oft feindseligen Stimmung der Kammer aufmerksames und schweigendes Gehör. Selbst seine Gegner konnten der tiefen Aufrichtigkeit dieser eigenthümlich mächtigen Beredtsamkeit ihre Achtung nicht versagen. Zuweilen erlaubten sie sich wohl Unterbrechungen; aber niemals rissen diese Unterbrechungen den Redner aus dem Zusammenhang. Zug um Zug, Schlag auf Schlag antwortete er auf jeden Zwischenruf mit erstaunlicher Geistesgegenwart, sehr höflich und oft sehr witzig. Dann führte er den klassischen Bau seiner Rede weiter. Einmal hatten ein paar Abgeordnete die unglückliche Idee, ihn durch Lärmen zu unterbrechen. Jaurès hatte nämlich auf den Sozialismus ein homerisches Gleichniss angewandt; die Gegner fanden dasselbe deplacirt und lärmten. Jaurès brach plötzlich ab und rief: „Und wir sind die Barbaren!“ Dieses Wort Barbaren, das so aus seiner antiken Bedeutung in die heutige umschlug und die moderne Gedankenwelt des Sozialismus mit den Anfängen menschlicher Gesittung verknüpfte, machte die Schreier verstummen.

In der alsbald konstituirten sozialistischen Kammerfraktion erhielt fast jeder Redner ein Spezialfach. So sprach Vaillant über reine Arbeiterfragen, Guesde über Arbeiter- und theoretische Fragen, Millerand, klar, ruhig und bisweilen selbst ein wenig lavirend, über Regierungs- und auswärtige Angelegenheiten.

Jaurès verstand es, wo immer er das Wort ergriff, auch die detaillirten Fragen vom allgemeinen Gesichtspunkt aus zu behandeln. Er führte in der Kammer die Sache der Bergleute und Glasarbeiter von Carmaux gegen die Brutalität des Herrn Rességuier. Er war es, der die ebenso einfache wie kühne Lösung in Vorschlag brachte: den Schiedsspruch dem damaligen Präsidenten der Deputirtenkammer, Brisson, zu übertragen. Besonders aufmerksam verfolgte er die Agrarfragen, die bekanntlich gerade in dem kleinbäuerlich-demokratischen Frankreich von entscheidender Wichtigkeit sind. So hielt er eine sehr bedeutende Rede über die Zuckerfrage. Ebenso sprach er zu den Fragen, welche das Schicksal der Ministerien entscheiden, und kämpfte gegen die verbrecherischen Anarchistengesetze.

Auch in die Fragen der auswärtigen Politik griff er ein. Er ward nicht müde, nachzuweisen, wie allein der Sozialismus den ewigen Frieden herbeiführen kann.⁶⁾ „Die sozialistische Partei“, sagte er, „ist heute die einzige wirkliche Friedenspartei der Erde.“ Die Elsass-Lothringische Frage behandelte er ohne irgend welche Schwäche. „Wir vergessen nicht die tiefe Wunde, die unserem Vaterlande, aber auch zugleich dem Völkerrechte geschlagen ist. Allein, erkennen wir auch nicht das Recht an, vergessen zu dürfen, so erkennen wir ebenso wenig das Recht auf Hass an. Wir dürfen es sagen: auch unser Land hat in der Vergangenheit Thaten der Brutalität und der Vergewaltigung sich zu Schulden kommen lassen. In den Vergehen der anderen Völker erkennen wir unsere eigenen: und diese Erkenntniss verbietet unserem Patriotismus, mörderische Feindseligkeit zu hegen. Nicht Hass, noch Verzicht! Das ist unsere Devise.“⁷⁾ Der Redner ging alsdann dazu über, nachzuweisen, wie der Fortschritt der politischen Freiheiten begonnen habe, frühere Ungerechtigkeiten einer Nation gegen die andere wieder gut zu machen. „Es gab eine Zeit, da Irland auf die Landung einer fremden Flotte sehnstüchtig wartete, und Mickiewicz den Weltkrieg zur Befreiung Polens forderte. Heute sind die irischen Abgeordneten das Zünglein an der Wage im Londoner Parlamente und entscheiden über Sein und Nichtsein der Ministerien, und die drei Gewalthaber Polens sind gezwungen, dem polnischen Nationalgefühl zu schmeicheln. So darf ich sagen, dass heute die immanente Gerechtigkeit in Europa andere Mittel und Wege, als die Kriege, kennt.“ Die soziale Gerechtigkeit werde fortfahren, das Werk der politischen Gerechtigkeit zu vollenden. „Die Nationen werden ein höheres Ziel kennen, als Hass und Zorn, als Ruhm und Blut, nämlich das Ziel, das ihnen die Geschichte weist, und das Châteaubriand schon vor 100 Jahren verkündete: die endgiltige Befreiung des Menschengeschlechts, die Befreiung von der Lohnknechtschaft, welche der Befreiung aus der Sklaverei und der Leibeigenschaft folgen muss.“⁸⁾

Mit Verve trat Jaurès für die Freiheit des Unterrichts ein. Er forderte für die Lehrer und Professoren das Recht, die soziale Frage behandeln zu dürfen. In seiner Rede gelegentlich der Interpellation Thierry-Cazes sagte er u. A.: „Das klassische Alterthum, obwohl auf Sklavenarbeit begründet, kannte keine soziale Frage. So lange daher die klassische Bildung die einzige Grundlage des höheren Unterrichts war, mochtet Ihr die Erörterung der sozialen Probleme aus Euren Lyceen verbannen. Nachdem Ihr aber den Unterricht modernisirt habt, wenn Ihr die Schüler einführt in den Geist der Meisterwerke der modernen Poesie, wenn Ihr sie bekannt macht mit Goethe und Byron, dürft Ihr die soziale Frage nicht aus den Schulen verbannen wollen.“⁹⁾ Jaurès verlangte demgemäss, dass die Lehrer das Recht haben sollten, die soziale Frage vom sozialistischen Standpunkte aus zu behandeln, sofern dieses ihren persönlichen Ueberzeugungen entspreche. „Ihr gestattet den Lehrern, andere Probleme in voller Freiheit zu diskutieren, und bindet sie nicht, wie es unter Louis Philippe der Fall war, an ein bestimmtes metaphysisches Schema. Sollen sie die Freiheit haben, Gott diskutieren zu dürfen, nicht aber das Kapital?“

⁶⁾ a. a. O. pag. 401.

⁷⁾ a. a. O. pag. 464.

⁸⁾ a. a. O. pag. 409.

⁹⁾ a. a. O. pag. 225—226

Mit tief historischem und künstlerischem Geiste behandelte Jaurès die trübe Leidensgeschichte der französischen Bauern, die seit 1800 Jahren das Piedestal für eine kleine herrschende Minderheit bildeten, die erst unter der gallo-romanischen Latifundienwirthschaft, dann unter der Hierarchie und dem Feudalismus und schliesslich unter der Zwingherrschaft der Bourgeoisie und der Finanzherrschaft seufzten.¹⁰⁾ „Der Landmann sieht den Ertrag seines Bodens seinen Händen entschlüpfen . . . er arbeitet für Andere, für Andere rackert er sich ab. Ich scheue mich nicht, offen von dieser Tribüne herab zu erklären, dass es gut ist, wenn der Bauer unter den grossen Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens zu leiden hat. Nur allzulange war er in seinen engen Kreis gebannt. Sein Grundstück liebte er mit heisser Gluth, sonst nichts. Was war ihm auch die übrige Welt? Ihn kümmerten die Naturereignisse, von denen das Gedeihen seines Ackers abhängt. Die Natur, die ihn umgab, erweiterte seinen Geist nicht, engte ihn vielmehr ein. Er sah, dass er die Elemente nicht zwingen konnte, von deren Gunst oder Ungunst seine Ernte abhing. Was sollte er sich sonst für Sorgen machen? Das ist nun anders geworden. Der Bauer bekommt zu empfinden, dass er nicht nur von Natur-, sondern auch von sozialen Gewalten abhängig ist. Seine Arbeit bleibt dieselbe; aber der Preis seiner Erzeugnisse schwankt von Ernte zu Ernte. Er steht dieser Erscheinung nicht gegenüber, wie den unabwendbaren Elementarereignissen, er hat das dunkle Gefühl, dass diese Veränderlichkeit der Preise ein soziales Ereigniss ist, etwas, dem vielleicht abgeholfen werden kann. Er fragt nach einem Grunde. Die Staatsmänner, Nationalökonomien, die Finanziers, die Deputirten antworten ihm, dass seit einem halben Jahrhundert die Menschheit das Angesicht der Erde umgestaltet habe, dass in den weiten Ebenen Indiens, Südrusslands, Westamerikas die Bauern mit weniger Kosten Getreide bauen, dass blitzschnelle und geräumige Schiffe es nach Europa bringen, und dass dieses fremde Getreide die Preise drückt.

Jetzt werden die Nebel zerstreut, in dem die fremden Länder und Völker für den Bauern verhüllt lagen. Sie gewinnen greifbare Gestalt für ihn, sie rücken in bedrohliche Nähe; er erfährt, dass von dem Getreide, das amerikanische Farmer des fernen Westens gesäet, von dem Gold und Silber, das aus den Minen Südafrikas und Australiens zu Tage gefördert wird, von der Höhe des indischen Tagelohnes die Marktpreise der benachbarten Stadt und somit der Preis seiner Arbeit, vielleicht sein Eigenthum und seine Existenz abhängig sind. So wird der Bauer — auf schmerzliche Weise freilich zunächst — aus seiner egoistischen Isolirtheit gerissen; sein Leiden lässt ihn in lebendige Beziehungen zu der übrigen Menschheit treten. Seine Leiden sind nicht umsonst gewesen.“

* * *

Jaurès befand sich auf der Höhe seiner Thätigkeit und hatte einen Ruhm erlangt, den ihm auch seine Gegner nicht schmälern konnten, als die Dreyfus-Affaire ihn auf einen neuen Kampfplatz führte und in ihm gleichsam einen neuen Menschen entdecken liess.

Der Fall Dreyfus, der so tiefgreifende Umgestaltungen in der politischen Welt mit sich führen sollte, hatte zunächst natürlich seine Wirkungen auf die

¹⁰⁾ Die berühmte Agrarrede Jaurès' (sur la crise agricole, ses causes et ses remèdes), die er am 19. Juni, 26. Juni und 3. Juli 1897 in der Deputirtenkammer hielt, zerfällt in drei Theile: La détresse paysanne, la faillite bourgeoise und la solution socialiste.

Männer erstreckt, welche die Sache der Gerechtigkeit und der Wahrheit zu der ihrigen machten. Es steht fest, dass seit dem Beginn der *Affaire Leu* wie Oberst Picquart, Zola, Clémenceau, Francis de Pressensé zu anderen Menschen wurden, als sie zuvor waren, indem neue Seiten ihres Geistes und ihres Charakters an das Tageslicht traten, die zuvor Niemand bei ihnen gehahnt hätte, und die sonst vielleicht nie wachgerufen wären.

Jaurès gehörte zu dieser Kategorie. Eine neue Epoche ist für ihn angebrochen, in der sein eigenes Wesen, man könnte sagen, potenziert erscheint. Diese Wandlung eingehend darzulegen, das ist die Aufgabe einer besondern Studie.

Rundschau.

Oeffentliches Leben.

Der Guesdisten-Kongress in Epernay.

Zur selben Zeit, als die ersten Verhandlungen des Prozesses in Rennes im Vordergrund des öffentlichen Interesses standen, tagte in Epernay der Kongress des *Parti ouvrier français*. Selbst ohne den alles Interesse absorbierenden Dreyfus-Prozess hätte er wahrscheinlich in der Oeffentlichkeit nicht von sich reden gemacht, einmal weil die Verhandlungen und Beschlüsse nichts Besonderes von politischer Tragweite boten, und dann, weil er eigentlich nur eine Minorität, besser eine Sekte, des französischen Sozialismus repräsentierte. Selbst die *Petite République*, das sozialistische Hauptorgan, brachte nur wenige spärliche Notizen über ihn. Eine Minorität? wird mancher Genosse erstaunt ausrufen, der den französischen Sozialismus nur durch die Brille der in der deutschen Sozialdemokratie üblichen Auffassung beurtheilen gelernt hat. Für diese war der französische Sozialismus immer gleichbedeutend mit dem *Parti ouvrier français*, dessen Häupter Jules Guesde, Lafargue, Deville, Vaillant u. s. w. sind; alle andern Fraktionen und Persönlichkeiten wurden als *quantité négligeable* betrachtet. Allerdings haben die letzten Vorgänge in Frankreich manche dieser simplistischen Anschauungen korrigirt, besonders ist zu konstatiren, dass Jaurès, der früher von den Marxisten immer über die Achsel angesehen wurde, überall rückhaltslose Anerkennung zu Theil geworden ist. Das will an sich schon mehr heissen, als mancher gutgläubige Sozialdemokrat sich eingestehen will: Mit Jaurès (Millerand, Viviani, Rouanet, Fournière etc.) triumphirt der von den deutschen Marxisten sonst missachtete Geist Benoît Malons, bezw. das, was man den *socialisme*

intégral nennt. Die Existenz, die Anschauungen und die Erfolge der übrigen sozialistischen Fraktionen werden von der deutschen sozialistischen Presse stets entweder gänzlich ignoriert oder unrichtig dargestellt, wohl aus dem Grunde, weil die Anerkennung gewisser, der Tradition widersprechender Thatsachen und Ansichten manchen Dogmen hätte gefährlich werden können. Diese Befürchtung haben wir, d. h. alle, die die französischen Verhältnisse aus eigener Erfahrung näher kennen gelernt, stets bekämpft, Seit langen Jahren haben verschiedene Genossen, darunter auch Schreiber dieser Zeilen sich vergeblich bemüht, in genannter Hinsicht eine objektivere, den Thatsachen mehr entsprechende Beurtheilung Platz greifen zu lassen. Man wollte nicht hören. Wir haben stets bestritten und bestreiten heute noch, dass die exakte Wahrheit über fremde Verhältnisse anerkennen und verbreiten jemals eine Schädigung der Partei bedeuten könnte.

In der Gesamtheit des französischen Sozialismus bildet die Fraktion der Guesdisten nach Bedeutung und Zahl geschätzt, thatsächlich noch nicht die Hälfte. Eine genaue Schätzung wird immer mehr unmöglich, weil sich unter der Anhängerschaft eine immer wachsende Anzahl von Genossen befindet, die zur Verschmelzung neigen, eine Thatsache, von der sich der gewissenhafte Beobachter gelegentlich der letzten Krise durch eine grosse Anzahl von Resolutionen, Erklärungen und Briefen aus den Reihen der Guesdisten — um bloss von diesen zu sprechen — so zu sagen induktiv überzeugen konnte. Diese Dokumente haben übrigens über manche Gemütszustände und Ansichten in den breiten Schichten der Anhängerschaft ein neues Licht geworfen, worauf wir gelegentlich zurückkommen werden; hier sei

nur noch erwähnt, dass sie fast alle mehr oder weniger rückhaltlos das Vorgehen Guesdes und Vaillants bezw. der Fraktionsleitung tadelten und Jaurès gegenüber ihre Sympathien und ihr volles Vertrauen aussprachen. Man sagt, dass die päpstliche Autorität Guesdes und Vaillants keinen schwereren Schlag hätte bekommen können, als sie durch das bewusste Manifest erlitten, das im Grunde nichts anderes war, als ein Schachzug gegen Jaurès und seine Vereinigungsbestrebungen. Als nun die Proteste und Briefe seitens ihrer Anhänger hundertweise in ihr Bureau regneten, wurden sie immer bedenkllicher. Man hat auch erwartet, dass im darauf folgenden Kongress Guesde und seine Gefolgschaft harte Wahrheiten zu hören bekommen werden.

Die Sache scheint jedoch ziemlich gelinde abgelaufen zu sein, wie aus der folgenden, mehr ausweichend als präzise gehaltenen Resolution hervorgeht: „Der Kongress erkennt auf die Erklärung der Parteileitung, dass sie durch das Manifest Niemanden hat treffen oder exkommunizieren wollen, Folgendes an: 1. dass bei der Publikation desselben, unter den gegebenen Bedingungen, die Parteileitung von dem Recht Gebrauch gemacht hat, das ihr auf Grund des § 3 zusteht (nach diesem Paragraphen hat nämlich die Parteileitung das Recht, die Namen bezw. Unterschriften sämtlicher Mitglieder des Nationalraths bezw. der meisten hervorragenden Genossen unter gewissen Bedingungen unter ein Manifest zu setzen, ohne jeden einzelnen darum zu fragen; dies war auch bei dem genannten Manifest der Fall.) 2. dass gemäss den Beschlüssen früherer Kongresse der Nationalrath eine Pflicht erfüllt hat, indem er das arbeitende und sozialistische Frankreich auf einen wahren Kampfboden, den des Klassenkampfes zurückgerufen.“ Diese Resolution konnte allerdings jeder unterschreiben, ohne sich etwas zu vergeben.

Ein anderer Hauptpunkt des Kongresses war ferner die Frage der Betheligung an dem bevorstehenden Einigungskongress der französischen Sozialisten. Es ist hier der Ort, kurz darant hinzuweisen, dass Guesde die Einigungsbestrebungen stets mehr oder weniger machiavellistisch zu hintertreiben versucht hat. In dem grossen Einigungsmeeting nach den Wahlen 1898 im Tivoli-Vaux-Hall, um blos dieses Beispiel zu nennen, waren es einzig die Guesdisten, die durch Abwesenheit glänzten. Guesde war überhaupt stets der Meinung, dass nur sein Evangelium und seine Kirche die alleinseeligmachende sei, und die geringste Kon-

zession ihn auf eine schiefe Ebene bringen würde: die anderen sollen zu ihm kommen, sagte er sich. Mit einer nicht immer verheimlichten Eifersucht sah er den Einfluss und die Erfolge Jaurès zunehmen, und als Letzterer zu Anfang der Dreyfus-Affaire so entschlossen ins Zeug ging, glaubte er die Gelegenheit gekommen, ihm seine Gefolgschaft zu entfremden; seine theoretische Rechtfertigung dieses Unterfangens vor dem letztjährigen Kongress war ein Meisterwerk der Sophistik. Nichtsdestoweniger wurde er in der Folge seinen eigenen Anhängern, darunter auch von Lafargue, desavouiert, (wenn auch nur in sehr milder Form), was ihn aber nicht hinderte, noch einmal mit besagtem Manifest, diesmal Hand in Hand mit Vaillant, einen neuen Schlag zu wagen. Alle Diejenigen, die die grossen Verdienste Guesdes würdigen — und jeder gerecht Urtheilende muss das — wird vielleicht unwillig darüber sein, dass einen solchen Manne Derartiges untergeschoben wird. Das hindert uns aber nicht, die oben genannte Wahrheit vor der Welt auszusprechen, denn eine andere psychologische Erklärung für manche seiner Handlungen giebt es ein ach nicht.

Insofern ist also die letzte Krise zu segnen, als sie von allen Winkeln der Provinz den unzweideutigen Willen aller Sozialisten hervortreten liess, mit den traditionellen Schul- und Personenstreitigkeiten zu brechen und einen einheitlichen Organismus zu schaffen; auch die Diskussionen und Resolutionen in Epernay haben dies bestätigt. In einem Amendement wird da indessen noch die Reserve gemacht, dass die Delegationen während oder nach der allgemeinen Debatte zu einem besonderen Kongress zusammenzutreten sollten, um ihre Stellung zu dem neuen Zentralorganismus zu präzisiren.

Christian Mütschler.

Wissenschaft.

Die 71. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte tagte vom 17. bis 23. September in München. Seit der Gründung der Gesellschaft mit ihren alljährlichen Wanderversammlungen sind fast achtzig Jahre verflossen; — die erste trat am 18. September 1822 in Leipzig zusammen. Wie in diesem Zeitraum die Naturwissenschaften einen grossartigen Aufschwung genommen haben, so sind auch die Versammlungen immer glänzender geworden: An der diesmaligen Versammlung in München nahmen mehr als 3000 Personen theil.

Von dem naturwissenschaftlichen Theil der Arbeiten der Versammlung möchte ich

die Referate von Nansen und Chun hervorheben, von denen der Erstere einen Ueberblick über die Resultate seiner Nordpol-expedition, der Letztere über die der deutschen Tiefseeexpedition gab. Namentlich in Bezug auf das organische Leben in den arktischen und antarktischen Regionen, sowie in den verschiedensten Meeresschichten und -Tiefen haben beide Expeditionen zu dem überraschenden Resultat geführt, dass überall eigenartiges, den Bedingungen angepasstes Leben zu finden ist.

Bemerkenswerth scheint mir ferner ein Referat von Professor Warburg-Berlin über die Wärmeeinheit. Auf dem Gebiet der Wärmemessungen herrscht gegenwärtig eine ähnliche Lage, wie sie auf dem der elektrischen Messungen vor der Festsetzung der Einheiten Volt, Ohm, Ampere auf dem internationalen Elektriker-Kongress in Paris im Jahre 1881 herrschte. Der eine benutzt die mittlere Calorie, genommen für die Erwärmung des Wassers von 0° auf 100°, ein anderer die 0° Calorie (für die Erwärmung des Wassers von 0° auf 1° genommen), wieder ein anderer die 15° Calorie; dabei misst der eine die Temperaturen nach dem Luftthermometer, der Andere nach dem Quecksilberthermometer, wobei bei Letzterem häufig noch die Angabe der benutzten Glassorte fehlt, so dass die Messungen ganz unvergleichbar mit anderen werden. Warburg schlug als international festzusetzende Einheit die 15° Calorie vor, d. h. die Wärmemenge, durch die ein Gramm Wasser von 14½° auf 15½°, gemessen am Wasserstoffthermometer, gebracht wird, ein Vorschlag, der allgemeinen Beifall fand.

Weiter sprach sich die Versammlung auch zur Frage der Dezimaltheilung von Zeit und Kreisumfang, resp. Winkel, aus. Die Dezimaltheilung der Zeit wurde allgemein abfällig beurtheilt. Dagegen begeisterte sich Prof. Mehmke-Stuttgart für den Centesimalgrad, d. h. die Theilung des Kreisquadranten in 100 Theile, da man dann zukünftig statt von 360 und 36 von 400 und 40 abzuziehen und dazu zu addieren habe. In einem verlesenen Gutachten des Astronomen Prof. Bauschinger-Berlin sprach dieser sich scharf dagegen aus; die Umrechnung der Millionen von Daten, die dann nothwendig wäre, würde allein schon einen mindestens zehnjährigen Verzicht auf alles selbständige Forschen bedeuten.

Die Astronomen Förster-Berlin und Seeliger-München schlossen sich der Auffassung an, dass eine Aenderung der Einheit, 1° = dem 90. Theile eines Rechten, unmöglich sei. Dagegen gaben sie dem Prof. Schülke-Osterode, der im Interesse des Schul-

unterrichts eine Zehn- und Hundertheilung des Grad verlangte, zu, dass das vielleicht erreichbar sei.

Im Namen der Geodäten wurde erklärt, dass bei ihnen bereits vielfach und mit gutem Erfolge mit dem Centesimalgrad gearbeitet werde. Die Physiker und Mathematiker erklärten, ihnen sei die Frage ganz gleichgültig, sie könnten mit der einen Theilung so gut arbeiten, wie mit der andern; was sie verlangen müssten, sei lediglich, dass die Einheitlichkeit, die jetzt in dieser Beziehung auf der ganzen Welt herrsche, nicht gestört werde.

Da die französische Regierung für das nächste Jahr einen internationalen Kongress zur Regelung dieser Frage einberufen will, so ging die Meinung im Allgemeinen dahin, diesen Kongress zu beschicken, um die wissenschaftlichen Elemente Frankreichs, die ungefähr die gleiche Stellung zu dieser Frage einnehmen, als bei uns, gegen die „unberufenen Dezimalfanatiker“ zu stärken.

Schliesslich möchte ich noch eine Besprechung erwähnen, die über Unterrichtsreform und Schulhygiene statt and. Hier wurde im Wesentlichen der Ruf nach Gleichstellung der Realgymnasien mit den Gymnasien laut; dagegen vernahm ich nichts von einer Stellungnahme zur Einheitsschule sowie der gründlichen Reform des Volksschulwesens; nicht einmal der Reformgymnasien wurde gedacht. Diese Besprechung gehört zu den bedeutungslosesten des ganzen Kongresses.

Bruno Borchardl.

Kunst.

Die Deutsche Kunstausstellung der Berliner Sezession, die dieser Tage zu Ende gegangen ist, bot in einem kleinen Rahmen eine Fülle trefflicher Werke, und die breite Masse nichtssagender Arbeiten, die die grossen Berliner Ausstellungen von jeher so unleidlich gemacht haben, fehlte ganz. Gewiss waren kaum Werke in der Sezession zu sehen, die nach der heutigen Lage nicht auch in der Grossen Berliner hätten zu sehen sein können, da die Künstler, von denen sie stammen, sich bereits durchgesetzt haben; dort aber wären sie in dem Wust von Gleichgültigem zerstreut geblieben, während sie hier den Charakter der Ausstellung bestimmten. Das ist das unterscheidende Merkmal der Sezession; eine anders geartete Kunst zeigte sie eigentlich nicht, ein prinzipieller Unterschied in der ganzen Kunstanschauung, wie er die Münchener Sezession ins Leben gerufen hat, ist kaum noch zwischen beiden aufzustellen. Die moderne Malerei behauptet das Feld, auch der Verein Berliner Künstler kann sie nicht

mehr ausschliessen; das zu beweisen, bedurfte es aber nicht mehr der Sezession.

Verstimmungen über das parteiische Walten der Jury in den Grossen Berliner Ausstellungen haben bekanntlich zu ihrer Gründung den Anlass gegeben. Aber Die, denen das Geschick widerfahren ist, von dem grossen Markt zurückgewiesen zu werden, findet man in der Sezession auch nicht, oder höchstens in verschwindenden Ausnahmen. Es sind hier auch die alten bewährten Künstler, deren Werke den Ausschlag geben. Ja, das stärkste Interesse haben die drei Alten unter den Malern, Böcklin, Leibl, Menzel, und unter den Bildhauern Hildebrand-erregt, die doch gewiss nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem, was man „moderne“ Malerei im engeren Sinne nennen könnte, stehen. Die Ausstellung wollte einen Ueberblick über den augenblicklichen Stand der deutschen Kunst geben; er konnte bei der Eile, mit der sie zusammengebracht wurde, nicht so vollständig sein, wie ihn etwa die gleichzeitige Dresdener Ausstellung bot, die wichtigsten Typen waren jedoch gut vertreten. Aber der junge Nachwuchs fehlte, und es scheint, als ob dies nicht zufällig gewesen ist, hier also durchaus nicht ein Verschulden der Leitung vorliegt. Eine kräftige Entwicklung ist gegenwärtig nur auf dem Gebiete der dekorativen Kunst zu spüren, die alle jungen Kräfte an sich zieht.

Hat die Sezessions-Ausstellung also auch keine neuen Aufschlüsse über die heutige Malerei gebracht oder bringen können, so war sie doch, wie noch einmal betont werden soll, eine Elite-Ausstellung dessen, was deutsche Kunst heute leistet. Ein einheitliches Bild von ihrem Charakter zu entwerfen, scheint aber unmöglich. Die künstlerischen Individualitäten stehen neben einander, und es zeigen sich zwischen ihnen grössere Gegensätze als in der Kunst der anderen Völker — Belgien ausgenommen.

Wilhelm Leibl hatte mit seinen Dorfpolitikern den „Clou“ der Ausstellung geliefert, einem erstaunlichen Stück Malerei, in dem trotz peinlich genauer Detaillirung ein starker lebensvoller Eindruck erreicht war. In späteren Bildern aber zeigte sich doch, dass er von der modernen Entwicklung nicht unbeeinflusst geblieben ist, in einer weicheeren, der braunen Grundstimmung der früheren Bilder gegenüber auffallenden blauen Farbengebung; die spitzpinselige Technik ist ebenso von einer breiteren flotten Pinselführung abgelöst. Auch der alte Menzel hat, — nachdem sich wegen der Ausstellung seiner Bilder ein peinlicher Streit in der Tagespresse erhoben hatte, der von den Gegnern der Sezession

angezettelt, schliesslich mit einer Genugthuung für die letztere endete — in der Sezessionsausstellung einen Sieg errungen. Er ist am stärksten unter allen deutschen Malern von heute, Maler im absoluten Sinne dieses Wortes; es scheint ihm gleich, an welchem Motiv seine Kunst sich realisiert. In ein paar frühen Zeichnungen erscheint er als Impressionist, lange bevor es eine impressionistische Richtung gegeben hat. Die modernen Maler nehmen ihm mit Recht für sich in Anspruch, sie können ihn besser verstehen und würdigen, als die, zu denen er äusserlich gehört. Böcklin war gleichfalls mit einer grösseren Zahl von Werken vertreten, unter denen eine wuchtige Cimbernschlacht aus den achtziger Jahren und ein zwar schon früher entstandenes, aber im vorigen Jahre erst vollendetes Werk: Nessus und Dejanira besonders auffielen. Ein köstliches, scheinbar nicht ganz vollendetes früheres Bild war eine Herbststimmung, eine Dame, in ein schwarzes Tuch gehüllt, die durch ein von tiefrothem Weinlaub umranktes Gitter — vom Beschauer abgewendet — hinausschaut, gleich tief im Ausdruck, in den Linien, wie in der herrlichen Farbenharmonie.

Unter den jüngeren Malern hatte Max Sievogt die Auszeichnung, am meisten Stoff zu Diskussionen gegeben zu haben. Dasselbe ist dem Münchener Künstler, der zu den stärksten Talenten der Jüngeren gehört, auch in der Münchener Sezession geschehen, wo die Entfernung eines seiner Bilder Anlass zu erregtem Streit geboten hat. Das meistumstrittene Bild in Berlin war sein Verlorener Sohn, ein Triptychon, das in der feinen Abstimmung der Farbenwerthe seinesgleichen sucht. Unter den Bildnissmalern tritt der Berliner Reinhold Lepsius mit seinen zarten Frauenbildnissen immer mehr hervor. Die seit Längerem bekannten Maler, deren Art bekannt ist, und deren Werth feststeht, waren zum grossen Theil ausgezeichnet vertreten. Max Liebermann, in dessen Geist die ganze Ausstellung gehalten war, feierte einen Triumph. Er hatte einige ältere und zwei neueste Werke da, in denen sich die ausserordentliche Entwicklung, die er durchgemacht, und das rastlose Streben, mit dem er von jeher weiter drängte, kennzeichneten. In der Darstellung von Licht und Luft; in der unmittelbaren Gestaltung des Lebens hat er nie vordem so Kraftvolles geleistet, wie in seinem Schulgang. Von den übrigen Berlinern fielen besonders bei Ludwig Dettmann zwei Werke, Interieurs aus einer katholischen und einer protestantischen Kirche, auf, die den in seiner Entwicklung etwas unstätten Künstler gereift zeigen.

Viel Ausgezeichnetes, aber auch nichts Neues, boten ebenso die übrigen Abtheilungen der Ausstellung. Namentlich die deutsche Plastik waren in Werken von Adolf Hildebrand, Flossmann, Stuck und Taschner aus München und dem Berliner Max Kruse gut vertreten.

Was aber besonders betont zu werden verdient, war, dass die Ausstellung in ihrer äusseren Einrichtung strenger, als man es heute gewohnt ist, auch wirklich den Charakter einer Ausstellung trug und geradezu ein Muster feinsinniger Anordnung war. Das schlichte Haus, das man in grosser Hast aufgeführt hatte, zeigte in seiner Ausstattung eine wohlthuende Beschränkung in den Mitteln; jedes Werk war an den mit stumpffarbiger Leinwand verkleideten Wänden mit sichtlicher Bemühung so gehängt, dass es von dem gleichmässigen Oberlicht sein Theil erhielt und gut zu sehen war. Alles in Allem: es war eine so gute Ausstellung, wie sie in Berlin bisher noch nicht zu sehen gewesen ist.

Albert Beruhardi

Aus der Zeit.

Hugo Ernst Schmidt †. Es war im Spätsommer 1889, als ich Hugo Ernst Schmidt in Berlin auf seinem kleinen Atelier in der Kurfürstenstrasse kennen lernte durch seinen schlesischen Landsmann und intimen Freund Gerhart Hauptmann, der hier ihm, Arno Holz und mir Kapitel aus einem grösseren Roman vorlas, an dem er damals arbeitete.

Es war die Geburtszeit des neuen deutschen Drama und des deutschen Naturalismus. Eine reiche Zeit voller Anregungen, Eifer, Hoffnung und Ereignissen. Eine Zeit regen geistigen Austausches im intimen Freundschaftskreise, die mir in mehr als einer Beziehung werth, theuer und unvergesslich bleiben wird.

Nun hör' ich, dass Schmidt vor einigen Wochen gestorben ist. Im besten Alter! Noch nicht 36 Jahre alt! . . .

Wie tief und schmerzlich mich diese Nachricht berührte! Nicht bloss, weil ich in ihm einen sehr lieben und nahen Freund verlor, sondern, weil mich hier ein Schicksal anweht, so herb und betrübend, wie nur denkbar. Das Schicksal eines ehrlichen Strebens, eines hochbegabten Menschen, der, ohne das Ziel dieses Strebens zu erreichen, von widrigen äusseren Verhältnissen aufgegeben, in der Blüthe seiner Jahre, mitten in einem neuen Aufschwung seines Könnens dahinstirbt . . .

Wie viele wissen von ihm! — Und doch ist sein Name und Schaffen auf das Engste mit der Entwicklung der deutschen

naturalistischen Kunst verknüpft und hat in ihrem Bereich einen guten Klang. Zwar Mitstrebende und Gleichaltrige, wie Leistikow und der unermüdliche Lesser Ury, haben ihn inzwischen an äusserem Erfolg überholt, dennoch darf er neben ihnen nicht vergessen werden.

Er absolvirte seine Studien auf den Akademien von Breslau, München und Berlin, um sich dann, von Liebermann ausgehend, dem modernen Naturalismus und Pleinairismus anzuschliessen und innerhalb dieser Kunstübung eine schöne, sichere und kräftige Eigenart zu entwickeln.

Sein bestes und eigenstes Können bethätigte er in der Landschaft. Die Mark, die Ostsee und das Riesengebirge boten ihm seine Motive. Das grüne, wasserreiche Wiesengelände, die Kiefernforste um den Müggelsee bei Erkner und Fangschleuse, wo er eine Zeit lang gemeinschaftlich mit G. Hauptmann hauste, hat er in einer Anzahl prächtiger Bilder und Skizzen nachgebildet; das sommerliche Meer um Rügen und Hiddensee mit der Fülle seiner lachenden Farben, mit seinen reichen Buchten, das Rügenesee Gelände mit seinen saftigen Wiesen, seinen Buchenwäldern, Dünen und Kreideklüften hat er in ganz wunderbaren Skizzen festgehalten.

Er hatte keine leichte Hand, arbeitete langsam und schwer, gehemmt wohl besonders durch eine allzu strenge Selbstkritik, durch eine allzu starke Neigung zu theoretischer Reflexion, die ihn nebenbei einen geistreichen Essayisten und feinsinnigen Urtheiler sein liess — die Leser dieser Zeitschrift wissen das aus den Studien, die er hier veröffentlicht hat. Aber mit dem Wenigen, was er schuf, bethätigte er stets einen feinen, äusserst intimen und sensiblen Natursinn, eine treue Ehrfurcht vor der Natur, wie sie nur je einen Naturalisten beseelte; jene fromme Liebe und Ehrfurcht, die selbst im Kleinsten und Feinsten das eine grosse und einzige Problem erkennt, fühlt und ehrt. Im reichen Maasse besass er, fern von einer gewissen technischen Bravour des neueren Impressionismus, jenes umfassende, weite und reiche Naturempfinden, dessen Erzeugnisse der bornirte Unverstand oder der pseudoklassische und romantische Zopf „photographische Nachahmung“ nennt.

Ich liebe seine wasserreichen Wiesensbilder mit ihrem Sonnenschein, mit dem zauberhaften, lockenden Lichtdunst ihrer Fernen, mit ihrem blinkenden Erlaub, der Klein- und Feinwelt ihrer Gräser und Blumen, ihren blauen Firmamenten, von weissblitzenden Wolken durchzogen, seine Erlenbäche, seine farbenlachenden Strand-

bilder mit ihrer Spachteltechnik à la Wereschtschagin; ich liebe diese Wiesenhänge aus seinem heimatlichen Riesengebirge, hellgrün, mit dem dunklen Gegensatz der blauen Berg Höhen; alles so schlicht, so treu, ohne jeden Effekt, jeden „Aufbau“, und doch von einem stillen und starken Empfinden beseelt bis ins Kleinste hinein. Alle diese Bilder und Studien werden mir unvergesslich sein, wie der ganze liebe, stille, prächtige Kerl, der er war, mit seinen grossen grauen Augen, die so klug und träumerisch, oft ein wenig verloren blickten, mit seinem feinen, etwas schmerzlichen Lächeln um die schmalen Lippen. Er hatte später, von der Mitte der neunziger Jahre ab, noch eine zweite Periode, in der er auf eine gewisse Farbenfröhlichkeit hinaus war. So manches Gute und Schöne gelang ihm auch hier. Sein bestes Können aber schien er mir in jener ersten Zeit seiner jungen Hoffnungen zu bewahren, in diesen wenigen Bildern, in denen sich eine intime Feinkunst mit einem zwar heimlichen, aber um so eindringlicheren Pathos e'nte, das oft nicht ohne eine stille Grösse war.

Wie bedauere ich, dass es seinem spröden Talente nicht gelang, sich mit seinem schönen Können hinaufzuringen! Er hätte einen Platz unter den Besten verdient; so aber musste er das bittere Schicksal Derer erleiden, die am Wege sterben. . . .

Johannes Schlaf.

Bücher.

Charles Albert: L'amour libre. Paris 1899; P.-V. Stock, Editeur.

Eine soziologische Studie, die mit einer ge'älligen, leichtfasslichen Form die Gründlichkeit und den Ernst einer wissenschaftlichen Arbeit vereinigt. Das Problem des sexuellen Lebens wird in ruhiger, leidenschaftsloser Weise erörtert, die heutigen Verhältnisse werden scharf kritisch beleuchtet, und die Forderung nach tiefgehenden Reformen und den Bedingungen für höhere Entwicklung wird entschieden und unabweisbar gestellt. Eine grosse Sehnsucht nach einem reineren, edleren und innigeren Verkehr der Geschlechter, als die heutige Ordnung ihn möglich macht, spricht sich in dem Buche aus und verleiht dieser werthvollen Studie zugleich einen künstlerischen Adel, macht sie fast zu einem Dichterwerk.

An der Hand der Naturwissenschaft wird uns zuerst gezeigt, wie selbst unter den Thieren mit steigender Entwicklung die Geschlechtsfunktion, die erst nur als eine rein physische auftritt, eine immer grössere und wichtigere Rolle im Leben des Individuums spielt. Es wird uns dargethan,

wie bei höher organisirten Thieren Gefühlsaffekte sich zu dem primitiven Geschlechtstrieb gesellen, so dass sie mitunter Handlungen vollbringen, die uns beweisen, dass sich bei ihnen das einfache Bedürfniss nach dem Geschlechtsakt in das nach sorgfältiger Auswahl eines Individuums des anderen Geschlechtes verwandelt hat, und dass sie manchmal an dem erwählten Genossen hartnäckig, ja mit Hintansetzung anderer vitaler Lebenstriebe festhalten, kurz, dass sie jene Empfindungen hegen, die den primitiven Geschlechtsverkehr zur Liebe umschaffen, das Verlangen nach individueller Auswahl und nach Dauerhaftigkeit einer einzelnen geschlechtlichen Verbindung.

Unsere Gesellschaft aber stellt sich auf den Standpunkt, dass die Liebe ein Luxus sei, den nur einige Ausnahmismenschen begehren dürfen und erreichen können, und dass für alle anderen bei Eingehung geschlechtlicher Beziehungen lediglich Erwägungen maassgebend sein sollen, die mit Liebe nichts zu thun haben, ja dieser grundsätzlich entgegen sind.

Zu zeigen, wie die kapitalistische Gesellschaft, die das Individuum nach allen Richtungen hin einengt, ihm auch die Möglichkeit eines gesunden, menschenwürdigen sexuellen Lebens raubt, das ist die Hauptaufgabe, die sich der Autor gestellt hat.

Nachdem wir erfahren haben, wie sich im Laufe der ökonomischen Entwicklung aus den primitiven Urzuständen wilder Völker die scheinbare Monogamie der heutigen Kulturnationen und die mit ihr Hand in Hand gehende Unmündigkeit und Abhängigkeit des Weibes herausgebildet hat, wird uns gezeigt, dass die bürgerliche Gesellschaft im Interesse ihres Bestandes die Veredlung des Geschlechtstriebes zur Liebe hindert, bekämpft und im Keim erstickt, sowohl ausserhalb als innerhalb der Ehe. Es wird uns gezeigt, wie die männliche Jugend fast aller Stände, die vom Knabenalter an im Frohdienst des Kapitals hastet, strebt und ringt, gezwungen ist, die Liebe von sich zu weisen und mit der sich zufällig biefenden, primitiven und schmutzigen Befriedigung des Geschlechtstriebes vorlieb zu nehmen. Wir sehen, wie bei Eheschliessungen wirtschaftliche Erwägungen fast allein maassgebend sind, und wie die weibliche Jugend durch dieselben ökonomischen Verhältnisse um das Recht der freien Herzenswahl betrogen zumeist der Nothwendigkeit gegenübersteht, sich ausserhalb oder innerhalb der Ehe zu prostituiren.

Dieser entsetzlichen Bildern stellt Charles Albert das der freien Liebe gegenüber, wie

künftige Geschlechter sich ihrer erfreuen werden, und er vertheidigt dieses Ideal süsser Reinheit und hehrer Glückseligkeit gegen alle Einwendungen wohlwollender und übelwollender Gegner.

Das Schlusskapitel des Buches ist der Kritik der Frauenbewegung gewidmet, und es giebt wenig Bücher, in denen die Frauenfrage eine so tiefdurchdachte und von den höchsten Gesichtspunkten ausgehende Erörterung findet, als in diesem.

Ich stimme der Ansicht des Autors nicht in allen Stücken bei, besonders theile ich seine Meinung nicht, dass die freien, geistig hochentwickelten Frauen der künftigen Gesellschaft sich freiwillig wieder dem Kultus der Familie und der Häuslichkeit ganz hingeben und auf den Antheil an der sozialen Arbeit verzichten werden. Da aber diese Theorie vom Autor in der bescheidenen Form einer Vermuthung geäußert wird, so scheint es mir nicht nothwendig, dagegen zu polemisieren. Der Grundgedanke jenes Schlusskapitels ist der, dass die Freiheitsbestrebungen der Frauen verfehlt sind, wenn sie sich vorwiegend oder ausschliesslich gegen die Männer wenden, die heute selber versklavt und willenlos unter dem Druck des Kapitalismus nicht umhin können, ihrerseits die Frauen in ihren Menschenrechten zu beschränken, und dass jede echte, erfolgversprechende Frauenbewegung in erster Linie gegen das bestehende Wirthschaftssystem gerichtet sein muss. Diesem Satz muss wohl jede Frau, die über die Lage ihres Geschlechts ernsthaft nachgedacht hat, von ganzem Herzen zustimmen.

Möge das neue Buch über die freie Liebe die weiteste Verbreitung finden und Tausenden, die heute noch in der Irre gehn und nur dumpf empfinden, wie hart sie leiden und entbehren, den Weg weisen nach einem köstlichen Ziel.

Therese Schlesinger-Eckstein.

Ellen Key: Essays. Berlin 1899; S. Fischer, Verlag.

Vor Kurzem sah ich ein Bild, eine einsame Frau, die beim matten Licht ihrer Lampe im stillen Zimmer sitzt und vor sich hinsinnt. Ob die Kritik es gut gefunden, weiss ich nicht, ich weiss nur, dass es mir etwas bedeutete, und dass ich sofort empfand, dass es von einer Frau gemalt sein müsse. Nur eine Frau konnte die tiefe, unsagbare Einsamkeit eines einsamen Frauenlebens so erfassen und darstellen, und ich sagte mir: Eins vor Allem hat die Frauenbewegung unserer Zeit gebracht: die Erkenntniss der Frau, dass sie auf geistigem Gebiete eigene Wege zu gehen hat, wenn sie überhaupt

etwas leisten will, da sie etwas Eigenstes rein als Frau zu sagen hat, wohin ihr der Mann rein als Mann nicht folgen kann.

Eine Frauenarbeit ist auch das Buch von Ellen Key. Es ist der vollkommene Spiegel einer weiblichen Individualität mit der ausschliesslich weiblichen Talent- und Interessenssphäre, in der Art des Denkens und in der Form, in der dasselbe uns übermittelt wird, in hunderterlei kleinen und grossen Zügen. Dass es ein so gutes und im höchsten Sinne kluges Buch ist, zeigt nur, dass das, was die Verfasserin wünscht, sich schon heute zu erfüllen beginnt. Frauen wachsen sich zu vollen Persönlichkeiten aus, die dem Manne auch geistig ebenbürtig sind, ohne von ihrer spezifischen Weiblichkeit etwas zu verlieren, ja, die im Gegentheile gerade durch die Erweiterung des geistigen Horizontes, durch die ernste Gedankenarbeit, eine Art konzentrierter Weiblichkeit repräsentieren. Ein besondres Merkmal aber hat das Buch, und es ist das Merkmal aller guten Frauenbücher unserer Tage, das ist der hinreissende Schwung, den die Geistesprodukte jeder stürmisch ringenden werdenden Zeit an sich tragen, und heute sind es die Frauen, die Barrikaden stürzen und mit der Begeisterung der Jugend für ihren Antheil am blauen Himmel und am Sonnenschein kämpfen.

Die Essays behandelt: Die Frau (Weibliche Sittlichkeit; das Weib der Zukunft), Lebensbedingungen (Kulturveredlung; Stille), Individualität (Muth; die Freiheit der Persönlichkeit) und die Evolution der Seele (Typen: Vauvenargues, Henri Amiel, Maeterlinck, Jefferies; Ein Abend auf dem Jagdschloss). Alle Gebiete des menschlichen Seelenlebens spielen in diese Aufsätze mit hinein und naturgemäss auch alle diejenigen äusseren Lebensverhältnisse, die das Wesen des Einzelnen bestimmen, oder die von seiner Individualität beherrscht werden oder beherrscht werden sollten. Wie eine grosse Sehnsucht zieht sich durch das ganze Buch das Ideal der seelischen Entwicklung des Einzelnen, die Hoffnung auf die Allgewalt der hochstehenden Individualität, der Traum vom Uebermensch. Dass die Frau überall auch besonders der Frauen gedenkt, dass ihr die Veredlung des Weibes und der Beziehungen zwischen Mann und Weib einen der Grundpfeiler der Zukunft, die sie uns ausmalt, bedeutet, ist nur begreiflich, und wer weiss, ob sie nicht Recht hat.

Was soll man über die einzelnen Abschnitte sagen? Eine Fülle von Gedanken steckt in jedem, und wenn auch die Ideen nicht neu sind, so ist doch neu und eigen-

artig die Verknüpfung alles dessen, was sich wohl jede Zeit als Ideal geträumt, mit den ganz spezifischen Forderungen unserer Tage und die Versöhnung der heterogensten Momente unter dem Gedanken der Schönheit in allen Lebensformen. Der Tendenz der ungehemmten Entwicklung beugt sich nach ihr die Welt immer mehr, sogar „der Sozialismus wird eine Verschmelzung von Sozialismus und Individualismus, und an die Stelle der revolutionären Denkweise tritt nach und nach die evolutionäre“.

Eine eigenthümliche Arbeit bildet den Schluss des Buches. Ellen Key baut auf das Werk von C. J. L. Almqvist einen Dialog auf, den die Kinder der Helden des schwedischen Dichters unter sich halten. Sie konstruirt sich dieselben aus den Angaben, die Almqvist von den Eltern gegeben, theilweise giebt sie auch direkte Aussprüche Almqvists wieder. Eigentlich liegt in diesem Abschnitt der Kern der Weltauffassung der Verfasserin. Was sie in den anderen Aufsätzen ausgesprochen, klingt hier wieder, und zwar in einer Stimmung und in einer Sprache, die an Hyperion erinnert. Die drei oder vier Menschen, die im einsamen Jagdschloss, während in weichen Wellen das Mondlicht zu ihnen hereinfluthet, über alle Fragen, die die Seele des Menschen bewegen, in trauter Freundschaft sprechen, vertreten in Rede und Gegenrede alles das, was Ellen Key im Laufe der eigenen Entwicklung gedacht, das Ideal vom Weibe, dessen höchste Sittlichkeit die Liebe ist, das auf den Mann um so intensiver wirkt, je mehr es Weib ist; das Ideal vom Künstler, der sich selbst treu bleibt, das Ideal vom Leben, das gelebt werden soll, so lange man existirt. Daneben kommen die Betrachtungen wieder, wie sehr unsere Zeit unter der „fahrlässigen“ Kultur leidet, die die Welt beherrscht, wie die Kritik ihre Aufgabe, als Kulturbildnerin zu wirken, nicht begriffen, wie für die Entwicklung nur eins in Betracht kommt: „Die Seele weiss, dass nur eins gross und wesentlich ist, zu wachsen und zwar durch die Sorgen und durch die Freude“, wie die Stille ein Bedürfniss jedes tief veranlagten Menschen ist, und wie der Muth der Lebensnerv der freien, starken Persönlichkeit ist: „Jede sieghafte Zeit, aus der schaffende oder erneuernde Kräfte flossen, hat viel Muthige gehabt . . . Alle leeren trockenem, glanzlosen Zeiten sind feige“.

Sehr interessant und noch besonders hervorzuheben sind die Studien über die Einsamen, die die Natur gleichsam als Entwürfe hervorgebracht, bis sie den grossen Einzigen, Nietzsche, schuf. Da ist der von

Voltaire so sehr bewunderte Freund, Vauvenargues, von dem man gewöhnlich kaum mehr kennt, als den Ausspruch: „Die grossen Gedanken kommen aus dem Herzen“. „Die Ansichten Vauvenargues bedeuten in der Sprache unserer Zeit die absolute Lebensbejahung, die Idee vom Wachsthum der Seele oder der Entstehung des Uebermenschen“. Amiel dagegen, der Genfer Gelehrte, ist das Prototyp der Selbstvertiefung, die zur verzehrenden Selbstanalyse wird, und deren Opfer er ist. Und das verfeinerte Bewusstsein der Geheimnisse unserer Seele, die geheimnissvollen psychischen Umwandlungen unserer gegenseitigen Verhältnisse haben in der Gegenwart einen grossen Vertreter, der ebenfalls eine spezielle Seite des Nietzscheschen Wesens in sich verkörpert, in Maeterlinck gefunden. Dazu kommt noch Jefferies mit der Sehnsucht nach der Natur, mit der Ueberzeugung, dass die Steigerung des Glückes im körperlichen Leben die Intensität des seelischen Glückes steigert, dass die Asketen „unreine Menschen“ sind. Doch Amiel, Maeterlinck, Jefferies sind typisch für einseitige Seelenentwicklung, und sie besitzen nicht das Wachsthum der ganzen Persönlichkeit, das die Renaissance erstrebte, und das Goethe verwirklichte.

Ellen Key will vom Kritiker, dass er die Spontaneität bewahrt, die ihm jedes Kunstwerk zu einem persönlichen Erlebniss macht; das würde wohl manchem Kritiker möglich sein, wenn ihm oft solche Bücher, wie die Essays von Ellen Key, in die Hände kämen.

Es soll aber auch noch die meisterhafte Uebersetzung des Buches erwähnt werden, die ebenfalls eine Frau, die Tochter des bekannten Schriftstellers Emil Franzos, gemacht hat. Es war nicht leicht, der feinen Nuancirung in Worten und Gedanken, über die die Verfasserin verfügt, in vollkommener Kongenialität durch die Uebersetzung gerecht zu werden.

Ida Häny-Lux.

Dr. Max Mendelson: Die Stellung des Handwerks in den hauptsächlichsten der ehemals zünftigen Gewerbe. Jena 1899; Verlag von Gustav Fischer.

Eine überaus reiche Litteratur über die Verhältnisse des deutschen Handwerks hat sich in den letzten Jahren angesammelt. Selbst dem Fachmann war es kaum möglich, ihr in allen ihren einzelnen Erscheinungen zu folgen. Die hervorragendste Publikation der letzten Jahre war die Enquête des Vereins für Sozialpolitik, die aber ein mehrbändiges Werk abgegeben hat, durch das

sich durchzuarbeiten dem Sozialpolitiker, dem Handwerker selbst nicht zugemuthet werden kann. Es sind auch eine Reihe zusammenfassender Darstellungen über die Enquête des Vereins für Sozialpolitik erschienen, aber meist zu einer Zeit, wo die Ergebnisse der gewerblichen Betriebsstatistik noch nicht zu verwerthen waren. Und doch sind gerade die statistischen Vergleiche zwischen der Lage des Handwerks im Jahre 1882 und der im Jahre 1895 ungemein belehrend für die wirtschaftliche Entwicklungstendenz der einzelnen Handwerke. Der Hauptwerth des vorliegenden Buches liegt nun darin, dass es einerseits die Ergebnisse der Enquête des Vereins für Sozialpolitik in kurzer Zusammenfassung bietet, andererseits aber auf Grund der Gewerbestatistik für jedes Handwerk eine erschöpfende statistische Uebersicht bietet und damit den monographieartigen Charakter der Aufnahmen des Vereins für Sozialpolitik ergänzt. Trotzdem fehlt dem Buche nicht eine selbständige, wenn auch mitunter stark subjektiv gefärbte Stellungnahme dem Materiale gegenüber, auf das es sich bei seiner Darstellung stützt. Der Verfasser resumirt sich äusserst vorsichtig am Schlusse seiner Arbeit; er will dem Handwerk nicht kurzer Hand die Existenzberechtigung für die Zukunft abschneiden. Ganz ausgeschlossen ist der Fortbestand des Handwerks in der Seilereie und Gerbereie. Neben den übrigen Betriebsformen wird das Handwerk in einer Reihe von Gewerben noch weiterhin existenzfähig sein. Hier sind vor Allem zu nennen: Tischler, Klempner, Schlosser und Schmied, Tapezierer, Sattler, Buchbinder, Schuhmacher, Schneider, Bäcker und Konditor, Fleischer, sowie auch Böttcher und Drechsler. Bei den Gewerben, die für die Bauthätigkeit in Betracht kommen, bleibt dem Handwerk in den meisten Fällen die Anbringungsarbeit, die in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzen ist, im Baugewerbe selbst wird der Grossbetrieb noch wesentlich an Ausdehnung gewinnen. Ausschliesslich für das Handwerk wird das Barbiergewerbe reklamirt. Mit dieser am Schluss des Werkes in aller Kürze als Ansicht des Verfassers ausdrückliche hervorgehobene Prognose der zukünftigen Gestaltung der einzelnen handwerksmässig betriebenen Gewerbe sind wir durchaus nicht einverstanden, aber das schadet dem Werthe des Buches nicht, das in erster Linie eine Darstellung der gegenwärtigen Lage des Handwerks und seiner Entwicklung seit 1882 geben will und keineswegs zu der kurz skizzirten Schlussfolgerung verpflichtet.

Richard Calver.

Dr. Heinrich Schmidt: Die deutschen Flüchtlinge in der Schweiz und die erste deutsche Arbeiterbewegung 1833—36. Zürich 1899; Buchhandlung d. Schweiz. Grüllvereins.

Mit unsäglichem Fleiss hat Genosse Dr. Heinrich Schmidt, der bisherige Redakteur der Züricher Arbeiterstimme, aus nicht weniger als zweiundneunzig Quellschriften die Quintessenz destillirt, um sie zu einem zierlichen Büchlein von kaum 152 Seiten in Klein-Oktav zu gestalten. Er gleicht an Gründlichkeit jenem König des Morgenlandes, der nach Rückerts Bericht eine Bibliothek von vielen tausend Bänden zu einem zwölbändigen Auszug verdichten liess, und diesen wieder zu einem einzigen Band, und sich auch damit noch nicht begnügte; „des Auszugs Auszug liess er wieder ziehen“. Was aber bei diesem Destilliren und Kondensiren zum Vorschein gekommen ist, das ist eine gar seltsame Kunde aus halbverschollenen Tagen, in deren Vergleichung mit der Gegenwart ein tiefer weiser Humor liegt. Heute schimpfen wir wie die Rohrspatzen über die ärgerlichen Verletzungen des Asylrechts, welche die Uebermacht der revolutionsriecherischen Grossstaaten der Schweiz abnötigt und erpresst; und doch, wie stolz und unabhängig steht die einige Eidgenossenschaft von heute schon da im Vergleich zu der zerstückelten wackligen Schweiz von anno dazumal! In unserer Zeit war der Bundesanwalt Scherb eine monströse Ausnahme und musste unter dem Hohngelächter aller wahrhaft demokratischen Elemente des Landes vom Schauplatz verschwinden; damals war der Scherbismus die Regel. Der harmlos-fröhliche Bierulk der deutschen Handwerksburschen an dem Steinhölzlist zwang die Schweiz 1834 zu ärgeren Unterwürfigkeitsbeweisen, als 1898 die Blutthat Lucchenis. Spitzel Santoro schrumpft zu einem ganz unansehnlichen Lümpchen zusammen neben den Ludwig Lessing und Zacharias Aldinger, diesen Opernbösewichtern grossen Stiles, die damals als kaiserlich-königliche Lockspitzel die Schweiz unsicher machten. Und neben der schmachvolltragikomischen Geschichte der 380 polnischen Flüchtlinge erscheint selbst der tietschwarze Schandfleck von Chiasso nur als ein ganz kleines, lichtaschgraues Dreckspritzerchen. So fühlen wir uns, wenn wir von diesen schmählichen alten Geschichten lesen, umsomehr befugt, Freund Kampfmeyers Theorie dahin zu verallgemeinern, dass nicht nur die Arbeiterschaft im Besonderen, sondern auch die Menschheit im Allgemeinen eine aufsteigende Klasse ist. Und dass er diesem unserem Glauben erneute Kraft ge-

ichen hat, dafür verdient Genosse Schmidt unseren herzlichsten Dank.

Ladislau Gumpłowicz.

Unsere Englandsreise. Bericht des Geschäftsführers und der Aufsichtsrathsmglieder der Grosseinkaufs-Gesellschaft Deutscher Konsumvereine über die Besichtigung der Co-operative Wholesale Society Limited und der englischen Konsumvereine. Hamburg 1899; Verlag der Grosseinkaufs-Gesellschaft Deutscher Konsumvereine.

Es hat seine missliche Bewandniß mit Schlaraffenländern, die jenseits des grossen Pflaumenmusberges liegen. Dort drüben hört nämlich nicht bloß die Geographie, sondern auch die Erkenntnistheorie auf, und man bekommt drüben nur Dinge von höchst zweifelhafter Realität zu sehen, oder eigentlich gar keine rechtschaffenen „Dinge“, die der philiströse Realist auch wohl mit dem Schimpfnamen phantastische Flausen belegt. Ohne Bild gesprochen: es ist ein geistiger Nothstand, fort und fort mit bloss erträumten Zukunftsbildern operiren zu müssen. Um so wohlthuender wirkt es, wenn uns einmal ein reales Zukunftsbild gezeigt wird, ein Bild aus der Gegenwart eines vorgeschrittenen Landes, wo das schon zur Wirklichkeit geworden ist, was bei uns noch von schwunglosen Schollenklebern als Utopie verschwopft, von scheuklappigen Gradeausrennern beharrlich seitwärts liegen gelassen wird. Solch ein reales Zukunftsbild entrollt die vorliegende Schrift. Hätten die wackeren Verfasser (es sind ihrer nicht weniger als fünf, von denen gut demokratisch jeder ein Kapitel verfasst hat) etwa in visionärem Prophetentone verkündet: „Binnen so und soviel Jahren wird die Grosseinkaufs-Gesellschaft Deutscher Konsumvereine sechs Schiffe auf See haben, in eigenen Fabriken viele Tausende von Arbeitern beschäftigten u. s. w.“, man hätte ihnen die Realität ihres Schlaraffenlandes unbarmherzig abgestrißen. So aber haben sie sich nicht durch den Pflaumenmusberg durchgefressen, sondern sind über die Nordsee gefahren. Diese zwei Terrainhindernisse haben nur eines gemeinsam: dass nämlich ihre Durchquerung eine empfindliche Indigestion kosten kann. Das Schiff aber, auf dem unsere Helden fuhren, war ein höchst reales Handelsschiff und gehörte der Grosseinkaufs-Gesellschaft englischer Arbeiterkonsumvereine. Und höchst reale Fabriken und Magazine waren es, die sie drüben zu sehen bekamen. Und doch kamen sie sich, nach dem Geständniß des energischen Geschäftsleiters des Konsumvereins Leipzig-

Plagwitz, des Genossen Fell, „manchmal wie in tausend und einer Nacht vor“. In der That, wie Vieles ist in England auf konsumgenossenschaftlichem Gebiet längst verwirklicht, was in Deutschland leider noch Zukunftstraum ist! Und welch ein Sporn und ein Stachel für die Arbeiterschaft Deutschlands, das Versäumte rasch nachzuholen!

Einen Spezialwunsch habe ich bei diesem Anlass auf dem Herzen. Trotz ihrer imposanten ökonomischen Mächtigkeit leisten die englischen Konsumvereine lange nicht Alles, was sie leisten könnten, wenn der rechte Wille überall vorhanden wäre. Was aber ein kraftvoller, zielbewusster sozialistischer Wille auch unter ungünstigen ökonomischen Bedingungen zu vollbringen vermag, das kann man am besten an den sozialdemokratischen Arbeiter-Konsumvereinen Belgiens studiren. Wie wäre es, wenn der Englandsreise möglichst bald eine Reise nach Belgien folgte?

Ladislau Gumpłowicz.

Wally Zepler: Welchen Werth hat die Bildung für die Arbeiterin? Berlin 1899; Verlag der Buchhandlung Vorwärts.

Ueber die oben genannte Frage hat anlässlich der Eröffnung eines Bildungsvereins für Frauen Wally Zepler einen Vortrag gehalten, der auch als Broschüre erschienen ist. In klarer und leicht fasslicher Form erläutert die Verfasserin die Zwecke erster Vorträge, wie sie sich der Verein, für den sie spricht, zur Aufgabe gemacht hat. Die Bildung, welche sie den Frauen des Proletariats, den vollkommen ungebildeten, hier zu geben hofft, kann, wie sie gleich eingangs bemerkt, kein Ersatz für mangelnde Schulbildung, noch ein systematisches Eindringen in einzelne Wissenszweige sein, sondern, was mit diesen einzelnen Vorträgen und daran schliessenden Diskussionen auf den verschiedensten Gebieten gefördert werden kann und soll, ist in erster Linie die Empfänglichkeit für die auch den Aermsten zugänglichen Schätze der Natur und des Geistes. Wally Zepler will hier unter Bildung nicht wissenschaftliches Studium, sondern Steigerung und Entfaltung der Genußfähigkeit verstanden wissen und begegnet mit dieser Klarstellung dem oft gemachten Einwand, dass der Arbeiter oder die Arbeiterin keinen Gewinn haben können von zusammenhanglosen Vorträgen, zu denen sie keinerlei Vorbildung mitbringen. — Hiermit erscheint eine interessante Frage von allgemeinem Interesse auf treffende Weise beantwortet, so dass sich die vorliegende Broschüre zur Weiterverbreitung und Besprechung in an-

deren Arbeiter-Vereinen bestens empfehlen lässt.

Emma Eckstein.

Revueu.

Ueber Alkoholfrage und Sozialpolitik bringen die **Deutschen Worte** einen Artikel von Rudolf Wlassak, in dem der Wiener Arzt warm für eine Enthaltensbewegung eintritt. Während Wlassak in einem Artikel in No. 38 der Neuen Zeit un-nöthig viel Werth auf die Entscheidung der Frage legt, ob der Alkohol thatsächlich Nährwerth enthält oder Nahrungsmittel zu vertreten im Stande ist, macht er hier erfreulicherweise mehr die allgemeine euphorische Wirkung der alkoholischen Getränke zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen. In der That legt sich das Alkohol genießende Individuum wohl nur in den seltensten Fällen darüber Rechenschaft ab, ob der Alkohol wirklich nährt, stärkt, kräftigt; sondern es trinkt, weil es dadurch die subjektive Empfindung der Sättigung, Stärkung, Erwärmung, überhaupt des Wohlbehagens und der Unlustabstumpfung hervorruft. Es ist aber nicht einzusehen, wie Wlassak daraus die Ueberflüssigkeit und Ent-behrlichkeit der alkoholischen Getränke herleiten und zur absoluten Abstinenz auf-fordern kann. Im Gegentheil. In der euphorischen Wirkung des Alkohols liegt die Berechtigung seiner Existenz. Die Menschen sind froh, dass sie diesen Lustbringer und Unlustabstumpfer erfunden haben, und werden diesen Kulturfortschritt nicht bloß deshalb fahren lassen, weil der Genuss, wie jeder Genuss, Gefahren mit sich bringt. Es kann daher nicht die Aufgabe sein, die alkoholischen Getränke auszurotten, sondern ihren Genuss so zu gestalten, dass er sich in ungefährlichen Grenzen hält. Das thut die medizinische Wissenschaft, indem sie auf Grund der physiologischen und pathologischen Forschung diese Grenzen aufzeigt, das thut die Mässigkeitbewegung, indem sie die Ergebnisse der Wissenschaft durch das geschriebene und gesprochene Wort den einzelnen Individuen übermittelt.

Aber die an sich berechnete und unterstützenswerthe Propaganda der Mässigkeit-freunde wird dort auf unfruchtbaren Boden fallen, wo Unterernährung, Ueberarbeit und Unzugänglichkeit anderer Genüsse ein über-mächtiges Alkoholbedürfniss grossgezogen haben. Hier ist zunächst eine durchgreifende Besserung der sozialen Verhältnisse angezeigt. Ist diese erfolgt, werden auch die Individuen den Lehren der Mässigkeit zugänglich sein und als Opfer des Alkoholgenusses nur jene

unglücklichen Trunksüchtige übrig bleiben, die infolge ihrer psychopathischen Kon-stitution der Maasslosigkeit verfallen und am besten bis zur Heilung oder bis zum Tode in Anstalten von der übrigen Gesellschaft abgesondert werden. Die Rücksicht auf diese paar Psychopathen darf jedenfalls nicht so weit gehen, dass wir uns eines werth-vollen Genussmittels entäussern. Auch der Lebensgenuss ist etwas Heiliges; zwar setzen nach Homer die Götter vor die Arbeit den Schweiß, nach dieser aber, wie derselbe Autor an mehr als einer Stelle nachweist, den Lebensgenuss. Und dass das Trinken alkoholischer Getränke wirklich ein Genuss ist, beweist hinreichend und eindeutig die psychologische Selbstbeobachtung.

Auch Wlassak hat uns von diesem Standpunkte nicht abbringen und für die Abstinenzbewegung gewinnen können, obwohl seine Arbeit in ihrer Verwerthung medizinischer Forschungen und in ihrer Würdigung der sozialen Misere als Ursache des Alkoholismus sich vortheilhaft von anderen Erzeugnissen des Teetotalismus unter-scheidet.

Alfred Grotjahn.

Vor Kurzem veröffentlichte Herr Dr. Schanz-Dresden in der **Deutschen Medi-zinischen Wochenschrift** einen Artikel: Zur Korsetfrage, welcher seitdem die Runde der Tagespresse in einer Form gemacht hat, die nicht nur den Intentionen des Verfassers schnurstracks zuwiderlief, sondern den Kern seiner Ausführungen überhaupt verschwie-g. Man hat den Artikel als eine Rehabilitation des Korsets aufgefasst und ganz übersehen, dass er statt dessen eine sachgemässe und nüchterne, aber nicht weniger rückhaltlose Verdammung des Frauenrockes enthält.

Herr Dr. Schanz führt aus, dass die Beseitigung des Frauenrockes den Kardinalpunkt der Frauenkleidungs-reform darstellt; dass der Rock unter allen Umständen, mag er von den Schultern oder von den Hüften getragen werden, eine einseitige und ungesunde Belastung des Körpers bedingen muss, dass er im ersten Fall den runden Rücken und den Schiefwuchs begünstigt, im zweiten einen so unerträg-lichen Zug und Druck an Taille und Hüften zur Folge hat, dass sogar das Korset als wohlthuende Erleichterung empfunden wird. Demnach trägt der Rock am Korset, „dessen Schädlichkeiten so bekannt sind, dass ich nicht auf dieselben einzugehen brauche“, die alleinige Schuld; jede gesunde Umgestaltung der Frauenkleidung muss nicht mit der Ab-schaffung des Korsets, sondern mit der Ab-schaffung des Rockes beginnen, wie sie über-

haupt mit der Abschaffung des Rockes steht und fällt.

„Wenn man die Frauenkleidung im Sinne der Männerkleidung umändern will, so genügt es nicht, wenn man in die Frauenkleidung die Hosenträger einfügt; man muss von dem Prinzip des Rockes abgehen und zur Hose übergehen. In der Unterkleidung entwickelt sich die Reform in diesem Sinne; aber es ist ihr noch nicht zum Bewusstsein gekommen, dass darin der Kardinalpunkt liegt, und dass damit auch die Korsetfrage gelöst wird, und zwar in dem erstrebten Sinne, dass das Korset unnötig wird. Damit stirbt es dann von selbst.“

Es ist dies, so viel mir bekannt, das erste Mal, dass der Rock in unseren Zeitläuften von ärztlicher Seite als gesundheitsschädlich angegriffen wird, und es ist in erster Linie Sache der Frauen und vor Allem der sozialistischen Frauen, diese Verurtheilung des Rockes zu begründen und zu bekräftigen. Wissen sie doch aus eigener Erfahrung, was ihnen der Rock für Kräfte raubt, und wie sehr er die Entwicklung ihrer Leistungsfähigkeit in der nahen Zukunft beeinträchtigen müsste. Es ist in der That nicht mehr zeitgemäss, sich mit der Forderung der Korsetlosigkeit zu begnügen. Der Rock muss fort, und seine Abschaffung muss konsequent und zielbewusst von allen Denen verlangt werden, welche der Frau gleiche Pflichten für alle Kulturarbeiten und gleiche Rechte an allen Kulturgenüssen zuerkennen.

H. B. Adams-Lehmann.

Varia.

Herr Franz Mehring hat in No. 49 der Neuen Zeit, pag. 780, mit der Wucht Rocheforts, aber ohne die Gründlichkeit Taines — zwei Vorzüge, die einst ein nationalsozialer Journalist an ihm entdeckt haben wollte — eine Fussnote abgefertigt, die im August-Hefte der Sozialistischen Monatshefte, pag. 395/6, meinem Aufsatz: Naturwissenschaft als Soziologie beigelegt war.

Herr Mehring beruft sich „endlich“ auf ein bestimmtes Werk Wundts, die Grundzüge der physiologischen Psychologie, und zwar auf eine „entscheidende Stelle“ desselben, wo die von ihm dem Leipziger Psychologen untergeschobene Anschauung zu finden sein soll. Das, meint Herr Mehring, müsste ich wissen, wenn ich von Wundt überhaupt etwas wüsste. Ich bedaure, aber ich weiss es nicht. Ich bedaure, aber ich glaube es auch nicht. Ich gestehe, dass ich meine Stellung zu Wundts Psychologie radikal ändern müsste, fände ich

in jenem Werke wirklich eine Stelle, die mit den von Herrn Mehring zitierten Sätzen formell oder dem Sinne nach identisch wäre. Ich habe die frohe Gewissheit, dass ich diese Stelle nie finden werde, sei es auch eine für Herrn Mehring noch so „entscheidende“ Stelle. Aber vielleicht drückt Herr Mehring sich nicht so verdächtig um die Sache herum, sondern nennt Auflage, Band und Seitenzahl? Es wäre mir selber interessant, zu erfahren, dass ich Wundts psychologisches Hauptwerk sogar schlechter kenne, als Herr Mehring. — Auf die zweite Feststellung Mehrings, dass er die Gegenüberstellung Wundts gegen Steiger nur mit gewissen Reserven vollzogen habe, sehe ich mich nicht veranlasst, einzugehen. Wer mit Worten, wie „schliesslich auch“, operirt, der ist überhaupt nicht zu fassen, denn er wird die Grenze, bis zu der er gegangen sein will, natürlich immer da festlegen, wo es ihm im Augenblicke vortheilhaft erscheint: siehe als Exemplum Herrn Franz Mehring. Herr Mehring scheint eben in dieser, just in dieser Polemik sowohl Rochefort wie Taine verlassen zu haben, und er schleicht, weder wuchtig noch gründlich, wie die Katze um den heissen Brei, so um den Kern der vorliegenden Frage und meines ursprünglichen Angriffes.

In Bezug auf die Lessing-Legende, Anhang, habe ich nur ganz klipp und klar gesagt, dass trotz seiner Unkenntniss der modernen Psychologie Herr Mehring den historischen Materialismus für bewiesen halte. Die Kombination dieses Anhangs mit Wundt, die Herr Mehring mir unterstellt, ist ein Produkt seiner eigenen Phantasie. Ich habe keinen Grund, Herrn Mehring um diese logische Phantasie zu beneiden.

Dass unser allerbestor Polemiker — gleichfalls eine nationalsoziale Prägung über Mehring — seine fadenscheinige Argumentation mit einigen Insulten garnirt, verdenke ich ihm nicht. Mich berührt das sehr wenig. Im Gegentheil: in der von Mehring im Laufe der Jahre geschaffenen Galerie von Sykophanten, Idioten, Geschichtsfälschern, Konfusionsrathen etc. etc. Aufnahme zu finden, ist keine so unebene Sache. Wenn ich zur Voreiligkeit neigte, könnte ich vielleicht den Schluss ziehen, dass eine Geschichtsphilosophie, die aufs Schimpfvörterlexikon zu retiriren genöthigt ist, in der That „tödter als tod“ sein muss. Ich unterlasse diesen Schluss, denn — Gott sei Dank — der historische Materialismus verkörpert sich nicht so völlig in Herrn Mehring, wie dieser Epigone Rocheforts — den Ruhm gönne ich ihm! — sich einbilden mag.

Ernst Gystrow.

Zu kaufen gesucht

ältere sozialist. Litteratur, wie: Sozialdemokrat, Vorwärts, Vorbote, Zukunft, Neue Zeit, Volkszeitung, Volksstaat, Wage, Arme Conrad, Protokolle der Sozial.-Kongresse, Janus, Sozialist, Rheinische Zeitung, Werke von Puetmann, Proudhon, Rodbertus Marx, Engels, Lassalle, Bebel, Heinzen, L. Stein, Tölcke, Walesrode, Weiffing, Ruge etc. etc.

S. Calvary & Co.
Berlin NW. 6, Luisen-Strasse 31.

Lieferung

nach dem In- und Ausland aller litterarischen Erscheinungen und wissenschaftlichen Werke. Abonnements auf Zeitschriften, Einrichtung populärer und wissenschaftlicher Bibliotheken; reichhaltiges Lager, besonders sozialistischer Litteratur. Spezialkataloge gratis. Prompteste und kulanteste Bedienung.

S. Calvary & Co.
Berlin NW. 6, Luisen-Strasse 31.

Der Insertionspreis

für ein solches Feld beträgt:

für ein Heft . . . 3 Mk.
für ein Halbjahr . 12 Mk.
für ein Jahr . . . 18 Mk.

Bei Inseraten,

die den Raum von mehr als einem Felde einnehmen, kostet jedes weitere Feld:

für ein Heft . . . 2 Mk.
für ein Halbjahr . 8 Mk.
für ein Jahr . . . 12 Mk.

J. Wirz, Grüningen, Schweiz

Buchhandlung — Buchdruckerei.

Theaterbuchhandlung. — Verlag der Volksbühne, Bureau-Anzeiger, Handels- und Gewerbe-Anzeiger, Offertenblatt, Buchdrucker- und Buchbinder-Anzeiger. — Grenzbesezung 1870—71 — Sonderbundskrieg. — Alpenrosen und Edelweiss. — Gotthelf Erzählungen. — Schweizer Sagen. — Receptbuch (1000 Recepte). — Schweizer Volkskalender. — Vetter Göttl. — Distelkalender. — Hausfrauenkalender. — Neuer Züricher Kalender. — Reclamkalender. — Annoncenbureau. — Besorgung von Inseraten in schweizer. Zeitungen, Circulare, Prospekte etc. nach der Schweiz. — Auskunft gratis.

Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.
Karten 10 Pf.

In unserm Verlage ist erschienen:

August Bebel: Akademiker und Sozialismus 50 Pf.

Wolfgang Heine: Die Sozialdemokratie und die Schichten der Studirten 50 Pf.

Paul Kampffmeyer: Mehr Macht! 30 Pf.

Clara Zetkin: Der Student und das Weib 50 Pf.

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen, sowie gegen Ein-sendung des Betrages nebst Porto (à 5 Pf.) vom

Verlag der Sozialistischen Monatshefte,
Gleditsch St. 23, Berlin W.

HAMBURG.

Buchhandlung Max Josephsohn
Görhof St. 16.

Lager sozialistischer u. moderner Litteratur.
— Lieferung aller wissenschaftlichen, unterhaltenden und Fachzeitschriften.

In unserm Verlage ist erschienen:
das einzige der Oeffentlichkeit übergebene

Portrait

von

Hugo von Hofmannsthal.

Eleganter steifer Elfenbeinkarton.

Preis 50 Pf.

Zu beziehen gegen Ein-sendung des Betrages nebst Porto (5 Pf.) vom

Verlag der Sozialistischen Monatshefte
Gleditsch St. 23, Berlin W.

Bücher, Zeitschriften, Kunstblätter etc.

liefert billigst

Buchhandlung Carl Loewenson

Berlin N. 37, Weissenburger St. 9

(Strassenbahn-Haltestelle).

Sozialistische Monatshefte.

Internationale Revue.

Preis pro Quartal 1,50 Mk.; Einzel-Heft 50 Pfg.

Administration:

Berlin W., Gleditsch St. 23.

Die **Sozialistischen Monatshefte** sind ein Organ, das, unabhängig nach allen Seiten, einen Tummelplatz darstellt für theoretische Kämpfe auf dem gemeinsamen Boden sozialistischer Weltauffassung.

Der Werth eines unabhängigen sozialistischen Diskussionsorgans, von den Einsichtigen stets anerkannt, dürfte gerade in der jetzigen Epoche unserer Bewegung von Niemand bestritten werden. Allenthalben kommen (wirkliche oder vermeintliche) Divergenzen zum Austrag. Die Grundanschauungen unserer **Theorie**, die Leitsätze, von denen unsere **Praxis** ausgeht, sind aufs Neue Gegenstand der allgemeinen Erörterung in unseren Reihen geworden. Vieles in den Lehren des Sozialismus gilt es noch klarzulegen, Veraltetes auszuschneiden, Neues zu schaffen.

Dieser Pflicht hat unser Organ eine Stätte zur Bethätigung gewährt. Dass es nicht einseitig im Sinne einer bestimmten Richtung innerhalb des Sozialismus gearbeitet hat, das zeigt ein Blick auf die Namen unserer **Mitarbeiter**, auf den Huzug aus dem **Inhalt der bisher erschienenen Hefte** (siehe Umschlag). Nur der freie Austausch aller gegensätzlichen Meinungen bringt die Vertiefung und Fortentwicklung der sozialistischen Lehren.

Die Erörterung der **sozialistischen Theorien** wird in unserer Zeitschrift nach wie vor an erster Stelle stehen. In engem Zusammenhang mit den theoretischen Fragen stehen die Probleme der **praktischen Nationalökonomie** und der **aktuellen Sozialpolitik**; im Anschluss daran werden Erörterungen über die **Taktik der Partei** im Allgemeinen sowie bei besonderen Gelegenheiten sich von selbst ergeben. Vornehmlich die **wirtschaftlichen Aktionen** der Arbeiterklasse, das machtvoll aufstrebende Gewerkschaftswesen und die sich immer mehr ausbreitende Genossenschaftsbewegung, werden Gegenstand eingehender und spezialisirter Betrachtung werden.

Von Jahr zu Jahr erweitert sich mit überzeugender Kraft das Gebiet des gewaltigen Entwicklungskampfes in unserer Gesellschaft. Unsere Zeitschrift wird bestrebt sein, in der Behandlung aller Zweige unseres öffentlichen und geistigen Lebens den Namen einer **modernen** Zeitschrift zu verdienen, eine umfassende Betrachtung der Einzel-Erscheinungen auf dem Gebiete der **Wissenschaft**, auf dem Gesamtgebiete der **Kunst** zu geben.

Als werthvolle Beigabe bieten wir Portraits der für das moderne Geistesleben bedeutsamen Persönlichkeiten.

Wir glauben, die Vielseitigkeit des Inhalts unserer Zeitschrift genügend gezeigt zu haben. Die Lektüre derselben dürfte wohl auch denjenigen manches bieten, die mit unseren Bestrebungen einstweilen nicht einverstanden sind.

Berlin, Oktober 1899.

Die Redaktion.